Der unterhaltende Arzt

über

Gesundheitspflege, Schönheit, Medicinalwesen, Religion und Sitten.

von

D. Johann Clemens Tode,
Königl. Hofmedicus und Professor an der Universität zu Kopenhagen.

Zweytes Bändchen.

Nihil non veri dicere ausus.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Faber und Nitschke, 1785.

Innhalt.

	Seite.
Entbehrlichkeit der ausländischen Riechwasser. . .	193
Kann der ächte Arzt ein Naturalist seyn.	200
Ueber Empfindeley. . .	216
Lob des ehelichen Lebens. . .	245
Ist Frikassee gesund? . .	290
Von christlichen Menschenfressern. .	291
Die wahre Sparsamkeit in Verordnung der Arztneyen. . .	314
Vom Rathhalten der Aerzte bey Kranken.	322

Entbehrlichkeit der ausländischen Riechwasser.

Zu den vielen Siebensachen, die Deutschland und das übrige Norden den Franzosen und Welschen abnimmt, deren es aber gerne entbehren könnte, und die mehr Schaden als Nutzen schaffen, gehören die Riechwasser, von Eau de la Reine d' Hongrie bis Sentiment liquide und Rosée de Paphos.

Allerdings giebt es eine Menge von jungen Herren und Damen, die mit diesen Sachen so behäglich sich bespritzen lassen, als Papagaien, und so wonniglich sich darin baden, als Kanarienvögel. Und in Rücksicht auf diesen wohlriechenden Theil des Publikums scheint es freilich, daß ich als Arzt mich über diese ausländische Waare eben so wenig aufzuhalten habe, als über irgend einen diätetischen Artikel der übrigen schönfärbichten trillernden und hüpfenden Geschöpfe.

Aber alles, was bey dem größten Nutzen in nicht medicinischen Dingen doch für die Gesundheit nachtheilig ist, gehört unter die Gerichtsbarkeit des medicinischen Sittenrichters; zumal wenn solche Sachen nicht nur dem, der davon Gebrauch macht,

sondern auch Andern, die sich ihrer nicht bedienen, zum Schaden gereichen kann. In diesem Falle muß der Arzt nicht nur für die Gesundheit des Fehlenden selbst, sondern auch für die Sicherheit des Publikums reden.

Daß das Publikum von dieser Modefratze, sich bey lebendigem Leibe zu balsamiren, leiden könne, und nur gar zu oft wirklich leide, ist leicht zu erweisen.

Ich will nicht von Gesellschaften reden, worinn diese wandernden Riechfläschgen erscheinen; denn da sind die mehresten schon solcher Düfte gewohnt: und Sans pareil kann auf eine Nase, die schon von Bergamotte durchdrungen ist, keinen Eindruck mehr machen.

Aber wenn man an öffentlichen Oertern, z. B. in Schauspielhäusern unter hundert Nasen, denen man nicht zu befehlen hat, so duftend erscheint, so ist das doch ein wenig zu viel. Wer sagt, daß ich, der von solchen Gerüchen Kopfweh bekömmt, dies geduldig leiden soll, weil es dem jungen Herrn gefällt, oder weil er seine Ursachen hat, seine individuellen Ausdünstungen in einem Umschlag von Wohlgerüchen mitzubringen?

Welche Sitten! Auf den Fuß tritt er mich nicht, ohne mich höflich um Vergebung zu bitten. Auf meine Schulter lehnt er sich nicht, wenn er auch noch so müde wäre: denn das wäre wider

alle Lebensart. Aber sich mit einem Dunstkreise mir unter die Nase zu stellen, ohne sich zu bekümmern, ob ich davon Kopfweh, Schwindel, Augenentzündung, Husten oder gar den Schlag bekomme, das ist gar nicht unanständig!

Am unartigsten handelt ein solcher Narciß, wenn er sich diese Freyheit noch dazu an einem solchen Orte und Tage verstattet, da die Hitze sehr groß und die Luft an sich schon zum Athemhohlen sehr untauglich ist.

Doch ließen die Herren es dabey bewenden, so wäre es doch noch wohl zu ertragen. Aber so wie Mücken an einem Sommerabend eine doppelte Plage sind, — stechen und summen; so pflegen diese Insekten auch in Schauspielhäusern zu gleicher Zeit zu riechen und zu schwatzen, damit man weder Athem schöpfe, noch das Stück höre.

Eins von beyden sollte ihnen nicht gestattet werden. Einen jeden riechbaren Stutzer der noch dazu quackte, sollte man auspfeifen.

Ich erinnere mich eines ähnlichen Vorfalls. In dem Eingange zum Parterre des Stadttheaters zu Kopenhagen ist es sehr dunkel, weil er gewissermaaßen nichts anders als eine offene Parterreloge ist. Hier sitzen gerne einige Zuschauer, die nicht bemerkt werden wollen, die spectatum veniunt, aber nicht spectentur ut ipsi. Eines Abends, da es sehr voll war, stund ein ehrlicher Landmann da, der

auf einem Kopf in Riesengröße eine Perüke wie ein senkrecht gekehrtes Storchnest trug. Da er wegen des Gedränges mit seinem Hut sehr verlegen war, und das umschattende Dunkel des Ortes ihn sicher machte, wagte er es, den Deckel, der dem Topf völlig angemessen war, darüber zu stülpen. Aber ein Bürger, der hinter ihm stand, erhob die Stimme und rief: „Will der Herr vom Lande da wohl den Hut abthun? Es ist Gastfreyheit genug, daß wir ihm die Perüke da aufbehalten lassen.“

In einem solchen Gedränge ist das Balsamiren, eine Kriegslist schmächtiger Herrchen. Zur rechten und linken öfnet sich das dichteste Parterre, wenn ein parfumirtes Sekretairchen oder Assessorlein seinen Duft vor sich herschickt. Ein Kraftmännchen, das nicht mehr Kraft hat als die Koeffure seiner Frau Mutter, ein Kerlchen wie ein Skelett von einer unreifen Frucht, ein Geschöpf, das niemals anders als eingeflochten wie eine Weinflasche, an die Luft kommen sollte, geht kraft seines Geruchs, zwischen breitschulterichten Schiffern und vierschrötichten Pächtern, zwischen Ellenbogen wie Mühlenflügel und Hüftknochen als Thorpfeilern, unversehrt hindurch. Erstaunt sehen's die Logen; aber die Nase wittert bald den Grund dieses Paradoxons.

In Betrachtung dieses Vortheils, den das Balsamiren dem Stutzer im Gedränge gewährt muß man es ihm zu Gute halten.

Aber wozu braucht er diese Parfums zu andern Zeiten? — Auch dann kann er seine guten Ursachen haben. Seine natürlichen Ausdünstungen mögen ihn nöthigen sich in fremden Duft einzuhüllen. Kann er nicht die Herrschaft über seine Sphincteres verlohren haben, zumal wenn er empfindsam ist? Denn daß Empfindeley starke Anlage zur Incontinentia — gebe, ist gewiß.

Doch ich komme einmal zu dem recht medicinischen Gesichtspunkt dieser Betrachtung.

Daß ungarisches Wasser, Lavendelwasser u. d. ü. vielen Personen von Natur zuwider ist, wie denn auch mancher Mensch keinen künstlichen Geruch ertragen kann, ist bekannt.

Nicht wenige bekommen davon starkes Kopfweh, das bey denen, die blutreich sind, nicht ohne Gefahr ist.

Andere, die sehr reizbare Augen haben, fühlen bald die Wirkungen dieser reizenden Düfte. Ihr Gesicht muß für die leckere Nase büßen.

Jedoch das Werkzeug des Geruchs selbst muß für seine Wollust leiden. Die feinen Nervenwärzchen werden von dem scharfen Eindruck solcher geistigen Sachen zulezt ihres Gefühls beraubt.

Man sieht hieraus, wie übel es gethan ist, wenn man in großer Hitze und an beklommenen Oertern sich und andere mit diesen Riechwassern bespritzt, wie wenig solche Dinge gebraucht werden sollten, Leute, die von Hitze und Beklommenheit ohnmächtig geworden sind, wieder zu sich selbst zu bringen, und wie gefährlich es ist, Kranke, die Fieber, Wallungen, Kopfweh u. s. w. haben, daran riechen zu lassen.

Ein guter starker Weineßig thut alle Dienste, die man von jenen geistigen Wassern erwarten kann. Er erquickt und erweckt, ohne zu erhitzen, ohne Wallungen zu erregen.

Will man aber doch dergleichen schöne Raritäten haben, so kann man sie eben so gut auf deutschen Apotheken und von deutschen Destillateurs bekommen, als aus Frankreich. Die ausländischen Riechwasser haben ihren schönern Geruch von den frischen Pomeranzblüten, die unter warmen Himmelsstrichen freilich mehr und kräftiger zu haben sind als bey uns.

Jedoch es ist nicht dies armselige Bißchen mehr Geruch, das unsere Stutzer und Stutzerinnen bewegt, den Franzosen ihr Wasser abzukaufen. Das Mehr oder Weniger im Geruch zu unterscheiden, dazu gehört eine recht jungfräuliche Nase. Nein, die beruhigende, ermunternde, die Seele erhebende Vorstellung, daß man die Sachen aus Frankreich

her hat, aus dem Vaterlande des feinen Geschmacks, die macht das Eau de la Reine u. d. ü. so lieb und werth.

Wie leicht und wie fromm wäre es nicht, diese in Frankreich vernarrten Leutchen zu betrügen! Man fülle nur einen Haufen lediger Fläschgen von Paris oder Montpellier, die noch mit ihren Zettelchen geschmückt sind, mit einem schlecht und rechten deutschen Lavendelwasser, binde sie à l' instar der Franzosen zu, schiebe dann diesen Vorrath in die hinterlassenen Sachen eines abgerufenen ausländischen Gesandten und lasse sie im Auctionsverzeichniß für eine ächte Sorte Eau de Lavande ausgeben. Mit Begierde wird man sie kaufen, mit Vergnügen sie brauchen, und mit Stolz rufen: Ah! On ſent bien, que ça vient de France. Tout ce que l' on a en Allemagne, eſt miſerable, inſupportable, déteſtable, abominable!

Kann der ächte Arzt ein Naturalist seyn?

O toi! fille des cieux, que l'univers adore,
Toi qu'il faut que l'on craigne ou qu'il faut qu'on implore
Sainte *Religion*, dont le regard descend
Du Créateur à l'homme & de l'être au néant,
Montre nous cette chaine adorable & cachée,
Par la main de Dieu même à son trone attachée,
Qui pour notre bonheur unit la terre au ciel,
Et balance le monde aux pieds de l'Eternel.

CHAMPFORT.

Unter den Vorurtheilen, worüber man in unserm Zeitalter so viel schreyen hört, ist eins, das so wohl wegen seiner auffallenden Ungereimtheit, als wegen der darin liegenden Lieblosigkeit vorlängst hätte sollen ausser Credit gesetzt werden, das gleichwohl aber noch immer bey dem grösten Haufen und so gar bey vielen sogenannten Vernünftigen Leuten statt hat. Und das ist die Meinung, das Studium der Natur ziehe vom Christenthum ab: und wer sich Mühe giebt, recht tief in die Geheimnisse der Natur einzudringen, werde nothwendiger Weise ein Naturalist, das heisst bey den Meisten, ein Mensch, der keine Religion hat, wenigstens nicht die geoffenbarte Religion annimmt.

Ich darf wohl sagen, daß diejenigen Naturforscher, die der deutungssüchtigen Welt Anlaß gegeben haben, von allen übrigen, die sich der Natur-

turkunde vorzüglich widmen, so ungegründete und so lieblose Gedanken zu hegen, nichts weiter als Halbgelehrte, oder höchstens Dreyviertheilgelehrte vielleicht auch wohl gar nur Charlatans in der Naturwissenschaft gewesen sind.

Denn das ist das gemeine Schicksal aller Wissenschaften, daß diejenigen, die es nicht weit darin bringen, ihnen mehr Schimpf zuziehen, als Ehre machen; daß ein Irrthum, ein Mißbrauch, eine Thorheit, die in der schlechten Kenntniß derselben und in der Eitelkeit derer, die bey solchen schlechten Kenntnissen stehen bleiben, ihren Grund hat, öfters der Wissenschaft selbst zur Last gelegt wird: und daß daher mehr als eine, die allerdings zum Wahren und zum Guten führt, eine Verführerin zum Bösen heissen muß.

Dies ist insonderheit der Fall mit der Naturwissenschaft. Man glaubt auch von ihr, daß sie den Unglauben befördere, weil es unter ihren Verehrern Männer gegeben hat und noch giebt, die von der Natur in einem gewissen Tone reden, der ihre Religion verdächtig zu machen pflegt, anstatt daß er vielmehr die Reife ihrer Einsichten verdächtig machen sollte.

Je roher und eingeschränkter die Kenntnisse eines Gelehrten sind, je mehr pflegt er darauf zu bauen, je übereilter ist er in seinen Folgerungen, je schiefer und langsamer schreitet er in seiner Wissen-

senschaft fort, je unbiegsamer bleibt er bey seinen Begriffen, je zuversichtlicher ist sein Ton, und je grösser sein Stolz. Kein Wunder also, daß mancher junger Mann, der etwa ein paar flüchtige Collegien über die Naturlehre gehört hat und von den bewunderswürdigen Gesetzen und Kräften der Natur zu schwatzen anfängt, nicht mehr mit sichtbarer Unterwerfung seiner Vernunft von Glaubensgeheimnissen redet, und daß er den lieben Gott und die gütige Natur ein wenig mit einander vermengt. Kein Wunder, daß er nach und nach wieder zu seinen vorigen Begriffen von der Religion zurückkehrt, so wie seine Jahre, und mit den Jahren seine Einsichten und Erfahrung zunehmen, so wie sich ihm der Gott, der sich in seinem Worte geoffenbaret hat, auch in der näher erkannten Natur und in der Haushaltung des Lebens, in Leid und Wonne mehr und mehr offenbaret.

Zu denen, die sich die Gesetze und Kräfte der Natur bekannt machen wollen, kann man eben das sagen, was Pope den angehenden Dichtern zuruft:

A little learning is a dang'rous thing;
Drink deep, or taste not the Pierian spring.
There shallow draughts intoxicate the brain,
But drinking largely sobers us again.

Der gute Alphonsus der Zehente von Kastilien, den man den Weisen genannt hat, muß gewiß nicht

stark

stark in der Naturwissenschaft gewesen seyn, wenn es wahr ist, daß er die Eitelkeit gehabt hat zu sagen, hätte ihn der Schöpfer zu Rathe gezogen, so sollte die Welt in vielen Stücken besser geworden seyn, als sie ist.

Der wahre Naturkündiger denkt ganz anders. Jede Kette von Wirkungen und Ursachen führt ihn zu einem weisen und gütigen Wesen, zu einem Gotte und Vater. Er sieht den Schöpfer in dem majestätischen Donnerwetter: er sieht ihn in dem erquickenden Frühlingsregen. Allenthalben sieht er mit Brokes, den

Cirkel, den kein Mensch mit Worten,
Und kein Geist mit Denken mißt,
Dessen Mittel aller Orten,
Dessen Umkreis nirgends ist.

Dieselbige unaussprechliche Größe, dieselbige unerforschliche Weisheit, dieselbige unbegränzte Güte sieht er in der Morgensonne und in jedem Hälmchen, das sie bestrahlt. Er mag schauen, wohin er will; er mag forschen, so tief er will; so stößt er auf Dinge, die sein Verstand mit Hülfe aller Kenntnisse nicht ergründen und nicht fassen kann; auf Geheimnisse, wo seine Vernunft niederfallen und anbeten muß. Es geht seiner Forschkraft wie Priors Salomon von der seinigen sagt:

And

And while ſhe does her upward flight ſuſtain,
Touching each link of the continu'd chain,
At length ſhe is oblig'd and forc'd to ſee
A firſt, a ſource, a life, a Deity,
What has for ever been and muſt for ever be.

Und dann frågt er auch:

This great exiſtence thus by reaſon found,
Bleſt by all pow'r, with all perfection crown'd,
How can we bind or limit his decree
By what our ear has heard or eye may ſee?

Aber von allen denen, die ſich um die Kenntniß der Natur bemühen, hat doch keiner mehrere und herrlichere Gelegenheiten, die anbetungswürdigen Eigenſchaften Gottes zu ſpüren und ſich von der Wahrheit und den geſegneten Wirkungen ſeines Wortes zu überzeugen, als der Arzt. Je genauer er die ſogenannte kleine Welt, den Menſchen unterſucht; je mehr ihm die Ausübung ſeines Berufs die Verhängniſſe, die innern Seiten, die Herzfalten der Sterblichen zeigt, je mehr er in ihre geheime Geſchichte hinein blicken darf, je häufigere und rührendere Beweiſe von der Allmacht, Weisheit, Gerechtigkeit und Güte des Schöpfers und von der Vortreflichkeit der geoffenbarten Religion ſieht und fühlt er.

Er ſieht in dem menſchlichen Körper ein Gebäude, das ſowohl in allen einzelnen Theilen, als in ſeinem Ganzen alle nachäffende Kunſt beſchämt: ein

ein Wunder, wogegen alles, was Menschensinn erdacht und Menschenhand gemacht hat, jedes Kunstwerk, worauf ganze Völker stolz sind, ein armseliger Tand ist.

Er sieht daß, so zu sagen, jeder Stein und jeder Splitter in diesem unvergleichlichen Gebäude mit etwas, das keine sterbliche Hand geben, kein menschlicher Verstand recht begreiffen kann, mit Leben begabt ist; daß Kräfte darin liegen, die nur von oben herab kommen können, Kräfte zu wachsen und zuzunehmen; Kräfte, Gefahren auszuweichen oder zu widerstehen; Kräfte, einen erlittenen Schaden zu ersetzen u. s. w.

Er sieht, daß dieser bewundernswürdige Pallast von einem Wesen bewohnt wird, dessen Schönheit, Vermögen und Wirksamkeit so öfters einen göttlichen Ursprung an den Tag legt, und die heilige Kette, wodurch die Geschöpfe mit dem Schöpfer verbunden werden, blicken lässet.

Er sieht — „Ja," höre ich rufen, „der Arzt sieht auch, was die philosophischen Naturforscher gesehen haben: einen allmächtigen, weisen, gütigen Gott, Schöpfer und Erhalter aller Dinge; einen Vater der Natur; einen vollkommenen Meister, der eine unnachahmliche Uhr gemacht hat, die Jahrtausende von selbst geht. Er sieht auch, wie schön, wie erhaben, wie heilig die Natur ist, wie ähnlich sie sich bleibt, wie unwandelbar

bar ihre Gesetze sind, wie richtig sie gehet, wie unerschöpflich sie in ihren Kräften, wie einfach in ihren Mitteln, wie herrlich in ihren Werken, wie verständlich in ihrer Stimme ist, wie sicher sie uns zu der wahren Vollkommenheit leitet."

Ach nein! Alles das sieht der Arzt nicht so ganz so; er sieht nur gar zu oft Dinge, die wider diese schönen Sätze streiten. Ich will diesmal nur einige kleine Einwendungen wider diese Vergötterung der guten Mutter Natur hersetzen, die dem Arzte von dem, was er in seiner Praxis beobachtet, an die Hand gegeben werden.

Schön, bezaubernd schön zeigt sich die Natur in dem wohlgebauten Körper und in der unschuldigen Seele eines gesunden Kindes, und in beyder harmonischen Entwickelung. Aber wenn eben das reizende, das herrliche Kind von den grausamen und abscheulichen Blattern überfallen wird; wenn sie das kleine Engelantlitz zum scheuslichen Cylopengesicht ausdehnen; wenn sie Rosen und Lilien, Grazien und Liebesgötter unter schwarzen Schorfen, und funkelnde Augen unter dicken Polstern vergraben; wenn die melodische Stimme itzt röchelt, und der balsamische Athem itzt ein unausstehlicher, giftschwangerer Hauch ist; ist auch noch denn die Natur so schön? Sieht man auch noch da die hohe, die heilige Natur, die allgütige Mutter, die auf die möglichste Vollkommenheit

und

und Glückseligkeit der Geschöpfe in ihren Gesetzen, Kräften und Wirkungen abzweckt.

Ist das die schöne, die hohe, die heilige, die wohlthätige, die alles umfassende Natur, die den Erdboden mit Seuchen erfüllt, die ganze Länder verheert, die das Ufer des Tagus erschüttert und den Vesuvius ein verzehrendes Feuer speyen läßt; die den Lenzen an Entzündungskrankheiten fruchtbar macht, und dem Herbste die Ruhr zur Gefährtin giebt?

Ist das auch die schöne, die liebenswürdige Natur, die den Alpenbewohnern den niedlichen Adams-Apfel am Halse, und den Afrikanern den allerliebsten Wurm zwischen Haut und Fleisch schenkt?

Ist das auch die weise und gütige, die allesbeglückende Natur, die den Aussatz, den Weichselzopf, die Venusseuche, die Kribelkrankheit, die Radeseuche, und so manche andere Plagen unter dem menschlichen Geschlechte verbreitet hat?

„Das alles" rufen die Verehrer der hohen göttlichen Natur „das alles dient zur Erhaltung und zum Wohl des Ganzen: das alles gehört zur Harmonie der Natur. Einzelner Menschen, ja einzelner Völker Leiden und Zerstörung kömmt dem Universum zu Gute."

Man frage aber nun den Unglückseligen, der in den Blattern oder auf eine andere zur Harmonie der Natur gehörige Art seine Gestalt, sein Gesicht, seine Gesundheit verlohren hat, den Elenden, den ein Beinfraß, ein Winddorn verzehrt, den ein Krebs sich selbst zum Gräuel macht; den, sage ich, frage man, ob er nicht fühle wie beruhigend der philosophische Trost sey, daß sein Verlust, sein Jammer andern zu großem Nutzen gereiche, daß individuelles Unglück auf das Wohl des Ganzen abzwecke, daß es die schöne, die weise, die liebenswürdige, die gütige, die alles umfassende, die hohe und erhabene, die heilige Natur sey, die zum Behuf ihrer Harmonie ihn siech, blind, gebrechlich und bis zur Verzweiflung elend mache.

Man sehe, ob der Blinde darin eine Entschädigung für den Verlust seines Gesichts finde, daß Andere sich an der Schönheit der Natur weiden.

Man versuche einmal, dem Jüngling, den eine Schwindsucht in dem blühendsten Alter, in den frohesten Aussichten in das Leben, wegzuraffen droht, den trostlosen Grundsatz zu fruchtbringender Ueberzeugung einleuchtend zu machen, daß ein Mensch mit derselben Bonne Grace, womit Leute, die zu leben wissen, von dem Spieltische aufstehen, wo sie ohne Hofnung von Revanche ihr Geld verlohren haben, alles was ihm lieb und werth ist, verlassen und in eine ungewisse Ewigkeit übergehen müsse.

Nein,

Nein, vergebens predigt man diesem Leidenden und Fürchtenden die Harmonie der Natur, und wie schön es wäre, seine Gesundheit, seine Sinne, sein Leben zum Wohl des Ganzen aufzuopfern. Soll ihn etwas erleichtern, aufrichten, trösten, härten; so muß es die Religion seyn.

Von der wahren Beruhigung, die diese verschaft, ist der Arzt täglich ein Zeuge.

Die lebhafte Vorstellung, die innige zuversichtliche Ueberzeugung, daß der Allmächtige und Allgütige nicht nur das Ganze, sondern auch jedes Sterblichen Schicksal regiert; daß nichts in diesem Leben geschehen, kein Böses uns wiederfahren, kein Haar von unserm Haupte fallen könne, ohne den Willen unsers himmlischen Vaters; daß er die Tage des Leibeignen, so wie des Monarchen, des Weltenbeherschers, in seiner Hand gezeichnet hat; daß sein Rathschluß unerforschlich, und seine Führung wunderbar ist; daß er denjenigen züchtigt den er lieb hat; daß dieser Zeit Leiden nicht werth sind der Herrlichkeit, die dort soll offenbaret werden; daß der unschuldige Erlöser noch vielmehr gelitten, u. s. w. — Diese Ueberzeugung giebt Muth, wo die blosse Natur das Aergste droht; giebt Gelassenheit und Geduld in den langwierigsten Leiden; giebt die heiterste Gemüthsruhe in dem grausamsten Schmerz.

Wie tief wird man nicht gerührt, wenn man hört, wie der gläubige Sterbende selbst die betrübten Freunde tröstet, wie er noch bey fast leb-

losem kaltem Körper, mit erstarrender Zunge zu Gott betet?

Durch Mark und Bein dringt der Anblick einer solchen Scene. Alles um den Kranken zerfließt in Wehmuth und Mitleiden; nur er ist ruhig, standhaft und heiter. Seinem Auge entwischt keine Thräne. Hofnung, die lebendige selige Hofnung des Christen, beflügelt seine zum Scheiden fertige Seele. Noch in dem letzten Todeskampfe, röchelnd und keichend noch, erhebt er sich zu dem Allerhöchsten und befiehlt seinen Geist in die Hände seines Erlösers.

Das muß nun bey manchem sogenannten Philosophen eine Exaltation der Einbildungskraft heissen. Gar Vieles wäre wider diese Erklärung einzuwenden; das will ich aber Andern überlassen und nur eine Frage thun:

Warum erhebt den sterbenden Philosophen nicht auch seine Einbildungskraft, oder er sie? Warum sieht der Arzt den selbstgemachten Weisen auf dem Todtbette, bey der Hinfart in die Ewigkeit, so selten in der Ruhe, der Heiterkeit, der Freudigkeit, womit er den Christen sterben sieht?

Ich habe mehr als einen Starken Geist in diesen kritischen Umständen gesehen. Keiner starb mit Gelassenheit, mit der zuversichtlichen Hofnung, worin der Christ, der noch seine Sinne hat, zu

entschlafen pflegt. Der blosse Philosoph ist gemeiniglich in sichtbarer Unruhe: mit aller seiner Weisheit kann er den Kampf nicht bergen, der in seiner Brust vorgeht; seine Seele ist in der schreckensvollesten Bewegung, und, um Paul Gerhards Worte zu brauchen,

Sucht hie und da und findet nichts,
Will sehn, und mangelt doch des Lichts,
Will aus der Angst sich winden,
Und kann den Weg nicht finden.

Was die unwissenden Philosophenaffen anbelangt, die aus demselben Grunde, warum sie nicht mehr runde Schuhschnallen tragen, die Religion verachten; so können alle praktische Aerzte bezeugen, daß diese Kopien von Kopien die feigesten Memmen sind, wenn es das Leben gilt, wie sie denn auch in der geringsten Gefahr sich nicht zu helfen wissen, und in dem mindsten Leiden die Gedult verlieren.

Man sieht auch öfters, daß diese Schönwetterhelden zum Kreuz kriechen, wenn das Ding Ernst wird. Sie sehen dann die Sachen mit andern Augen an, als sie vorher bey Wein und Mädchen thaten. Die Unruhe und die Angst, die mit einer gefährlichen Krankheit verknüpft sind, reissen ihnen den Schleyer von den Augen. Wenn man alsdann nur die Gelegenheit nutzt; den, der in ihrer Brust redet, unterstützt; ihr elendes philo-

losophisches Spinnenwebe zerreißt; in ihrer verdunkelten Seele wieder das Licht des Glaubens anzündet und den letzten Funken Hofnung aufbläßt; so bequemen sie sich gerne dazu, Grundsätze, die sie mehr mit dem Munde bekannt, als mit dem Herzen angenommen haben, fahren zu lassen und zu bereuen.

Das weiß auch die Zunft der Glaubensspötter recht gut. Darum lassen sie einen sterbenden Amtsbruder selten allein, sondern ziehen ordentlich auf die Wache bey ihm, um ihn im Unglauben bis ans Ende zu bewahren. Der arme Kandidat des Todes seufzt und lechzt in seinem Herzen nach Trost und Beruhigung; seine ganze Seele fühlt das Leere, das Kalte, das Falsche, das Täuschende der Modephilosophie; aber sein Mund darf es nicht merken lassen. Man würde ihn lächerlich machen. Und schrecklich ist ihm der Gedanke an den Tag des Gerichts; aber tausendmal schrecklicher ist der Vorwurf einer Schwäche des Geistes.

So ist es dem rechten Hauptmann der Deisten, Voltairen selbst ergangen Da seine Freunde bey ihm eine Neigung zur Wiederaussöhnung mit der christlichen Kirche bemerkten, zogen sie einen Cordon um ihn: und von eben denselben Personen, die er zum Unglauben hatte verführen helfen, ward er selbst nun gezwungen, im Unglauben zu sterben. Eine merkwürdige Begebenheit, die man wohl noch

nicht

nicht einmal unter diesem Gesichtspunkt betrachtet hat.

Von solchen theils tröstlichen, theils kläglichen Scenen ist der praktische Arzt ein Zeuge: solche Früchte des Glaubens und des Unglaubens hat er vor Augen. Und doch hat man die Aerzte vorzüglich des Naturalismus beschuldigen können!

O du, der du mit deinen giftigen Schriften die Welt in diesem Vorurtheile bestärkt hast, grausamer de la Mettrie, wie schrecklich war dafür dein Ende. Der Bauch war dein Abgott. Um schwelgen zu können, schriebst du dein abscheuliches Buch l'homme machine *). Dein Bauch ward auch dein Mörder. Mit eben derselben frechen Verblendung, womit du der ewigen Wahrheit spottetest, verwarfst du auch die rechten Hülfsmittel **). In der Blüte deiner Jahre, unter den schrecklichsten Schmerzen, gelangtest du an den Rand des Grabes, sahst zu spät, daß dein Klügeln dich ums Leben brachte, und gingst mit dieser marternden Vorstellung, ohne den Trost der Religion, der du geschmäht hattest, ohne die selige Hofnung, die du dir wegraisonnirt hattest, in die Ewigkeit.

*) Ich weiß dies von einem verehrungswürdigen Manne, der zu gleicher Zeit in Leiden studirte, und den starken Geist recht gut kannte.

**) Man sehe Ellers Obs. de cogn. & cur. morb. p. 251.

Dieses klägliche Ende, diese Zuckungen, diese Leichengestalt bey lebendem Körper, dieser kalte klebende Schweiß, dieser ganze schreckliche Anblick des Todes, bringen mich wieder zu meiner Absicht zurück; ich frage nemlich, ob auch in diesem letzten Auftritte des Lebens, in den Leiden, die vorher gehen, und in den Scheusalen, der Verwesung, der Fäule, die darauf folgen, die schöne, die hohe, die liebenswürdige Natur zu spüren sey. Schön und liebenswürdig mag sie seyn im Hayn und auf der Wiese, in dem Rieseln des Bachs und in dem Spielen des Westenwindes, in dem Gesange der Nachtigall, und in den unschuldigen ersten Trieben des Mannthiers; aber ist sie das auch in der Krankenstube, in dem Tollhause, in dem Pestspital?

Und doch ist es die gepriesene Natur, die auch diese gräßliche, die Menschheit recht zerknirschende Scenen bewirkt. Dieselbige schöne liebenswürdige Natur, die bey dem Schnäbeln der Turteltauben präsidirt, spielt auch in der geheimen Geschichte eines Schindangers die Hauptrolle. Dieselbige wohlthätige Natur, die der Quelle die erquickende Kraft verleiht, giebt dem tollen Hunde Willen und Vermögen, seine Wuth seine Quaal Menschen und Thieren mitzutheilen. Dieselbige erhabene Natur, die dem Sterblichen die sanftesten und edelsten Triebe einflössen soll, führt ihn zuweilen in die Arme eines von Seuche triefenden Nickels. Sie mag

dem

dem Schäfer holde Glut, dem Dichter sanftes Feuer geben; aber dem Nickel giebt sie auch die triefenden Schwären.

Aber sobald die Rede von solchen abscheulichen Dingen ist, so hört man kein Wort mehr von der schönen, der liebenswürdigen, der hohen, der heiligen Natur: so läßt es, als wenn diese gar keinen Theil daran hätte. Die Verehrer der Natur machen es mit ihr, wie die neuen Glaubens-Verbesserer mit der Bibel: sie nehmen nur das, sie predigen nur von dem, was in ihren Kram dient. Wenn ein junger Mensch sich bey schwüler Sommerhitze im schattenreichen Walde strecket, so ruft er: „O wie schön ists im Arme der Natur zu ruhen!" Aber wenn er sieht, wie die Sau mit grossem Behagen sich im Kothe wälzt, so liegt sie nicht im Arme der Natur; so hat die liebreiche Mutter mit dem garstigen Vieh nichts zu thun. Wenn der Hund Beweise seiner Treue giebt, so hat die Natur diesen edlen Trieb in ihn gelegt. Wenn er aber den edlen Trieb ein wenig übertreibt, die vorbeyreisenden anschnarcht, und geifernd ins Wagenrad beißt, so hat er das nicht von der Natur; das hat er von den bösen Menschen, den Christen, den Pfaffen, den Recensenten gelernt. Es ist Intoleranz, Mönchsgroll, Kritteley.

Kurz, nur das, was schön und gut und edel und groß ist, muß von der Natur herkommen; alles Schlechte, alles Böse, alles Schädliche kömmt von Vorurtheilen her.

Ueber Empfindeley.

Un ridicule reste, & c' est ce qu'il leur faut.

PIRON.

Die jetzt so beschriene Empfindsamkeit ist eine Art von Volkskrankheit, von böser Seuche, von Pest; eine von den verderblichsten Landplagen, da sie zu gleicher Zeit moralisch und physisch unersetzlichen Schaden thut, schleichend und doch schnell sich ausbreitet, ganze Völkerschaften ansteckt, ihren Karakter verstellt, ihre Kräfte entnervt, und ihre Thätigkeit erstickt.

Wie bald hat dies Uebel sich nicht aus der Mitte Deutschlands gegen Norden verbreitet? Nicht nur die Söhne jener tapfern Cherusker, die Herzog Hermanns Fahne folgten; die Brüder jener Löwen, die Gibraltar schützten; sondern auch die Abkömmlinge jener Gothen und Cimbern, deren Muth sie bis ans Morgenland und in das heisse Afrika führte, sind von diesem Gifte schon angesteckt worden, fangen schon an mit dem Monde zu liebäugeln und von Gefühlen zu schmelzen. Schon haben wir empfindsame Schauspiel-

chen

chen auf der Bühne, und weggewertherte Narren auf der Baare gesehen; schon kaufen edle Müßiggänger gefangene Schmetterlinge los, als die Väter Trinitarier Sklaven; schon regt und bewegt es sich bey den großen Jungen und Dirnen von Siegwartsdrang und Lottenhang; schon schmatzt es im Gottes Mondschein von heiligen Küssen — Cetera quis nescit?

Jeder Schriftsteller, der einige Hofnung hat gelesen zu werden, ist verpflichtet, zur Tilgung dieser Pest das Seinige beyzutragen. Alle seine Kräfte muß er wider dies Ungeheuer aufbieten: er muß nicht müde werden es zu verfolgen, bis daß keine Spur mehr davon zu sehen ist.

Auch ich will alle Pfeile aus dem Köcher meiner Satyre an dieser Syrene verschließen. Mein Sir Arthur *) hat hier im Lande einige Wirkung gethan, meine Gesundheitszeitung noch mehr; der unterhaltende Arzt soll den Angriff erneuern. Und gelingt es mir, der Bestie einen recht gefährlichen Hieb beyzubringen, wenigstens die Wunden, die ein Campe u. a. m. schon geschlagen haben, wiederaufzureissen; so werde ich stolzer seyn, als wenn ich ein neues zuverläßiges Mittel wider die Viehseuche erfunden hätte. Denn was ist die Viehseuche gegen Empfindeley?

*) In dem Schauspiele die Seeofficiere.

Sollte noch ein Leser fragen: „Was ist Empfindeley?" so wünsche ich ihm Glück zu dieser seligen Unwissenheit, zu diesem Zeichen einer unverderbten Seele. Und zu seiner Belehrung sage ich ihm, daß die Empfindsamkeit, die izt wie eine Seuche im Schwange geht, und die man, um sie von gesunden Gefühlen und von der edeln, ächten Zärtlichkeit, die eine Tugend, eine Gabe Gottes ist, zu unterscheiden, **Empfindeley** nennt; daß die, sage ich, eine Art von wissentlichem und geflissentlichem Wahnwitz ist, in welchen man sich hineinstudirt, dem man sich ganz überläßt, worin man mit offnen Augen träumt, und sich an Seele und Gemüth kastrirt, so daß man zuletzt in dem Zustande bleiben muß, und zu nichts anders auf dieser Welt mehr taugt; welcher Wahnwitz sich von seinen Geschwistern, Kraftmannschaft, Geniemannschaft, Goldmacherey und Pietisterey, dadurch unterscheidet, daß er mit eitel Gefühlen, und Empfindungen zu thun hat.

Dies ist die rechte wahre **Empfindeley**, worin der Kranke wirklich nicht recht bey Sinnen ist. Von einer vorgeblichen, die man als eine Schauspielrolle auf der Bühne des Lebens spielt, werde ich nachher reden.

Und was für Gefühle hat denn der Empfindler? Fühlt er den Trieb und die Kraft der Ehre und Tugend, mehr als Natur und Vernunft gut heissen? Kann er, als ein Don Quixote, das mora-

moralische Arge, worin die Welt liegt, das Unrecht, die Verfolgung, die List und den Trug, dem das Menschengeschlecht unterworfen ist, nicht sehen und hören, ohne für den Leidenden zu fühlen, ohne von dem innigsten Mitleiden gerührt und von dem feurigen Wunsch, so vielen Uebeln zu wehren, belebt zu werden?

O nein! Tugend und Ehre, Religion und Rechtschaffenheit bewegen den Empfindler nicht so viel zum Jammern, als elende Kleinigkeiten. Die Barmherzigkeit eines alten Weibes, die Liebe eines verzogenen Kindes, die Fratzen eines Müßiggängers, die Gesichter eines Träumers, die Ideen eines Blödsinnigen sind es vorzüglich, die seine Seele beschäftigen und seine Gefühle spannen.

Ein mitleidiges, zärtliches, wohlwollendes Gemüth ist unleugbar das edelste in der Natur. Theilnehmung an dem Leiden eines Nebengeschöpfes, ist das was den Menschen adelt, was ihn am meisten über die Thiere erhebt. Barmherzigkeit stammt vom Himmel, von dem ewigen Vater und Erbarmer. Der Schöpfer ist barmherzig, gnädig, gütig und von großer Gnade und Treue. Der Gott Israels gelobt seinem Volke noch mehr Liebe, als eine Mutter zu der Frucht ihres Leibes trägt. Auch die Heiden haben diese liebenswürdigste Eigenschaft des göttlichen Wesens gekannt, gefühlt und ge-

gepriesen. Der Elende, sagt Homerus, ist den Göttern heilig.

Es müßte also eine harte, fühllose oder wilde Seele seyn, die nicht gestehn wollte, daß das Mitleiden dem Menschen eine heilige Pflicht ist; daß es eine von seinen schönsten Tugenden ist; daß es ihn veredelt und erhöht; daß es ihm die reinste, seligste Lust gewährt; daß es ihn zu seinem Schöpfer erhebt, und seinem Gotte und Vater Wohlgefallen erwecken muß.

Aber soll das Mitleiden und Erbarmen eine Tugend, ein Schmuck, eine Quelle unschuldiger Lust, und Gott gefällig seyn; so muß die Vernunft es leiten, und Nutzen muß daraus erwachsen. Man muß es nicht entheiligen, indem man es unwürdigen Gegenständen schenkt. Es muß uns nicht Mannes Muth und Mannes Kraft rauben, muß uns nicht zu Weibern, nicht zu moralischen Kastraten machen. Es muß sich nicht in einem Strom von Klagen, in unsinnigen Reimen, in hysterischem Zittern und Beben, in kindischem Wimmern, sondern in männlicher Anstrengung aller Kräfte zum Nutzen des Leidenden offenbaren.

Das sehen wir aber nicht bey den Empfindlern unserer Zeit. Bey ihnen bringt Mitleiden und Erbarmen keine andern Früchte, als müßiges Stöhnen, Wehklagen, Winseln, und Heulen.

Wenn

Wenn ein solcher Mondling sich müde gestöhnt und heiser gejammert hat; so glaubt er alles gethan zu haben, was er seinem leidenden Nebenmenschen schuldig war. Er vergißt, versäumt, ja verachtet zu handeln; denn er hat ja gefühlt, er ist ja in Wehmuth zerschmolzen, in Ohnmacht zerflossen in Thränen zerronnen, in Seufzern und Klagen verflogen!

Die arme Seele ist immer in Bewegung. Bald wird sie gespannt wie Tuch im Rahmen. Bald dreht sie sich hin und her als ein Wetterhahn. Bald wird sie von Schmerzen durchstochen, als ein Blumenmuster. Bald zerschmilzt sie als Butter in warmen Semmeln. Bald zirpt sie als ein Heimchen hinter einem Backofen.

Und für wen leidet sie? Für die verlassene Wittwe, den hülflosen Waisen, den Bedrängten und Bedrückten, den elenden Kranken? — Freilich auch wohl für die; doch, wie ich schon einmal gesagt habe, am meisten und am liebsten für ein Paar Liebende, für Käfer und Fliegen, für Marienblümchen und Vergißmeinnicht.

Von tausend lächerlichen Beyspielen will ich auch nur das anführen, das der berühmte Zimmermann im Hannöverschen Magazin erzählt, und das ihm schon mehrere Empfindeleystürmer nacherzählt haben. Eine große Pferdefliege war in einen Saal gekommen, wo eine empfindsame

Gesellschaft versammelt war. Die empfindsame Frau vom Hause befahl einem Bedienten, das arme unschuldige Geschöpf Gottes wieder in Gottes freye Luft zu schaffen. Der Bediente öfnete ein Fenster, wandte sich aber um und sagte: es wäre Sünde, das arme Geschöpf hinaus zu thun, denn es regnete so stark.

Nichts ist verabscheuungswürdiger, als Grausamkeit gegen Thiere. Ja wer ein lebloses Geschöpf worin der Schöpfer seine Allmacht, Weisheit und Güte offenbart hat, geringschätzen und verwerfen kann, zeigt daß er selbst eine verächtliche Kreatur ist. Aber Thieren und Blumen mehr Aufmerksamkeit schenken, mehr Wesen aus ihnen machen, als sie werth sind; über die Beschauung und Pflege derselben die wesentlicheren Pflichten hintansetzen: das Mitleiden, die Zuneigung, wozu der Schöpfer den Keim zu einer weit edlern Anwendung ins Herz gelegt hat, an ihnen verschwenden; den Verlust unvernünftiger Geschöpfe beklagen und bejammern, als wenn man die liebsten Freunde, die hochachtungswürdigsten Mitbürger verlohren hätte; die Thiere, die uns oder den bessern Geschöpfen Schaden thun, die uns die Nahrung rauben oder die Gesundheit in Gefahr setzen, schonen oder gar retten, das ist Thorheit.

Das höchste Wesen will nicht, daß wir müßige Beschauer, lobsingende Tagediebe seyn sollen;

wir sollen arbeiten, unsern Nebenmenschen nützen, zum Bedürfniß des Staats, zum Wohl des Ganzen das Unsrige beytragen.

Nichts in der Welt kann den Mann, das Frauenzimmer, so sich an den Schönheiten der Natur weidet, die Blümlein auf dem Felde beschauet, und die lieben Vögelein füttert, von nützlicheren Beschäftigungen und wesentlicheren Pflichten freysprechen. Ein Zeitvertreib mag jenes seyn; aber ein Geschäft muß es niemals werden.

Das ist aber der Fall mit vielen Empfindlern beyderley Geschlechts, die gewiß nicht mit Titus klagen werden, daß sie einen Tag verlohren haben, wenn sie nur mit dem Bewußtseyn, im Siegwart oder Carl von Burgheim gelesen, oder Maaßlieben und Vergißmeinnicht gepflückt, oder dem lieben Mond eine Douceur gesagt zu haben, zu Bette gehen können.

So auch mit den Schriftstellern. Wie nützlich, wie schätzbar ist nicht derjenige, der Verstand und Gaben dazu anwendet, Kenntnisse auszubreiten, Wahrheiten zu vertheidigen, die Schönheit der Tugend zu schildern, die Sitten zu bessern und Vorurtheile zu zerstreuen? Aber wie viele von denen, die das könnten, verschleudern izt nicht Zeit und Mühe, mit den nutzlosesten Possen, predigen Minnefratzen, weibische Weichlichkeit, verderb-

derbliche Unthätigkeit, müßige Gefühle, Wertherey und Siegwarthey?

Haben wir ein zärtliches theilnehmendes Herz; können wir schmecken welche Süßigkeit in Mitleiden und Erbarmen liegt; wollen wir unsere Seele den edelsten Empfindungen überlassen; o! so lasset uns nicht an Blumen und Thieren diese Gefühle verschwenden. Es giebt der würdigeren Gegenstände nur gar zu viel. Wir haben leidende Mitbürger, Wittwen und Waisen, Kranke und Elende, Arme und Dürftige in Menge. Lasset uns Nothleidende und Hülflose aufsuchen, und keine Blümelein und Schmetterlinge. Der Sieche, der Hungrige ist das wahre Vergißmeinnicht für die ächte Empfindsamkeit.

Die Thränen des Mitleidens sind ein gar zu kostbares Geschenk, als daß man sie wegwerfen, daß man sie dem unvernünftigen Vieh weihen sollte. Nur unserm Nebenmenschen gehören sie.

Jedoch ihm gehört noch mehr als Thränen. Wir sind ihm nicht allein ein zärtliches Beklagen schuldig, sondern auch thätigen Beystand. Die Hand oder den Mund müssen wir aufthun; reichlich geben oder freymüthig reden. Wir müssen nicht lediglich an dem Leiden, dem Unrecht des Nächsten theilnehmen; wir müssen uns seiner annehmen.

Das

Das ist nun freilich des Mondlings Sache nicht. Wenn die Rede von Helfen ist; so ist seine Empfindsamkeit stumm oder lahm. Handeln, nutzen, alle Kräfte anstrengen um zu nutzen, zu unterstützen, zu vertheidigen, zu retten ist gänzlich wider die Natur und das Wesen der Empfindeley. Die kann nichts weiter als seufzen, jammern, weinen, winseln, heulen. Sie gleicht der Sackpfeife. Die ist auch in ihrer Herrlichkeit wenn sie voller Wind ist; und Wind von sich geben, tönen, dudeln, ist alles was die Empfindeley kann.

Wenn man den Empfindler über einen Queerstrich in der Liebe eines bethörten jungen Paars wehmüthig seufzen, über den todten Esel in Yoricks Reisen zärtlich trauern, über einen zertretenen Schmetterling Thränen vergießen sieht, so sollte man denken, daß der Mann, der so warm für ein Paar Verliebte, für einen Esel, für ein Insekt fühlt, für den Elenden, der Millionen mal mehr Recht an seinem Mitleiden hat bis zur Ohnmacht, zu Zückungen, zum Sterben leiden wird; daß er sich, wenn er am Leben bleibt, aufraffen und zu seiner Rettung Wunder der Liebe und Barmherzigkeit thun wird.

Das Letztere aber geschicht gewiß nicht. Er kann das nicht, für lauter Mitleiden, Theilnehmung und Erbarmen. Denn indem er seine verächtliche Rolle so oft spielt; indem er sich gewöhnt

bey den elendesten Kleinigkeiten zu fühlen, durch Mark und Bein zu fühlen, wird er zuletzt ein Weib. Ein Säuseln im Busch erregt bey ihm Herzklopfen, ein Schuß, Beben, ein Geschrey Ohnmachten. Er wird bey dem geringsten Vorfalle erschüttert, weiß sich in Verlegenheit nicht zu rathen, verliert in Gefahren alle Gegenwart des Geistes, und im Unglück allen Muth. Er stolpert und stürzt wo er wie ein Thurm stehen, kriecht, wo er wie ein Riese einhertreten, schweigt, wo er wie ein Mann reden, und weint, wo er wie ein Held streiten sollte. Bey allen Gelegenheiten weißt er sich so ganz unmännlich, daß man schier zweifeln mögte, ob seine Kinder die Kraft der Lenden eines solchen Kastraten seyn.

Dies geht ganz natürlich zu. Mannes Muth und Mannes Stärke in Leib und Seele muß durch Uebung erhalten werden; sonst verliert man sie, wie man Musik und Tanz und andere Geschicklichkeiten verlernen kann. Die Seelenkräfte müssen eben sowohl als die Glieder des Leibes abgerichtet und abgehärtet werden. Ein Vater, der seinen Sohn zu einem nützlichen Bürger bilden, und seine künftige Glückseligkeit sichern will, muß ihn bey Zeiten gewöhnen, einen Schmerz zu verbeissen, Beschwerden zu ertragen, Gefahren zu trotzen, mit einem Worte: Fleisch und Blut zu überwinden. Weichlichkeit, weibische Zärtlichkeit muß er ihm verhaßt machen; niedrige Eigenliebe und

Selbst=

Selbsteley muß er ihm auspredigen, und allenfalls ausprügeln. Denn sonst wird der Knabe der unglücklichste, bedauernswürdigste, und zu gleicher Zeit der verächtlichste Mensch von der Welt, der sich und andern zu nichts nutz, sondern vielmehr sich und andern zur Last und Plage lebt.

Hätten unsere guten und frommen Väter nicht ihre Söhne zum Fleiß, zur Tugend und Tapferkeit gezogen und gehärtet, so würden wir nicht von so vielen großen Männern lesen.

Aber wie wird izt die hofnungsvolle Jugend erzogen? Man erlaubt ihnen früh schon die Werke der Empfindsamkeitsaposteln zu lesen. Da sitzen nun Jünglinge und Mädchen vom Morgen bis in den Abend über dem Werther, dem Siegwart, dem Burgheim, der Stella u. s. w. Da lassen sie Bücher und Nähnadel liegen, um sich ja in der edeln Kunst zu fühlen zu üben. Empfindsamkeit ist ihr Studium, ihre Beschäftigung, ihre Lust, ihr Verdienst, ihr Ruhm.

Die jungen Herren können kein vernünftiges Wort, ja manchmal kaum ihren Namen schreiben, man kann sie zu nichts brauchen; aber sie haben den jungen Werther gelesen; sie können fühlen; sie wissen Lieder an den Mond; sie können von Gefühlen und Menschenliebe schwatzen, und

allenfalls können sie sich todtschießen, wie Lottens Geliebter, womit denn freilich dem Vaterland zuweilen ein wahrer Dienst geschicht.

Die jungen Heldinnen können weder nähen noch stricken, brühen den Hasen und ziehen dem Ferkel das Fell ab; aber sie können ein wenig auf dem Klavier klimpern, und dazu eine Mondlitaney singen, und wissen auf den Fingern wie viel heilige Küsse Siegwart von seiner Mariane in Gottes Mondschein bekam.

Was ist die Folge von diesen Thorheiten? — Verlust der Gesundheit, Untauglichkeit zu Geschäften und Pflichten, lebenslanges Elend.

Wir wollen die giftigste Frucht der Empfindeleylektüre, das moralische Uebel, das aus ihr entspringt, zuerst betrachten.

Wenn eine junge, noch nicht genug gesetzte und erfahrne Person an diese gefährlichen Bücher geräth; so bleibt sie nur gar zu leicht im Netze hangen.

In dem kritischen Alter von vierzehn oder funfzehen Jahren, ist das Herz in beyden Geschlechtern unruhig, geschäftig, will etwas zu thun haben, fühlt ein gewisses Leeres, einen gewissen Trieb, einen Hang, ein Sehnen, man weiß selbst nicht recht wonach. Man befindet sich so wohl,

man

man ist so vergnügt in Gesellschaft mit einer andern jungen Person vom entgegengesetzten Geschlecht. — Doch wer weiß nicht aus eigner Erfahrung, welche Revolutionen in der ganzen Gemüthsverfassung das geheimnißvolle funfzehente Jahr mit sich führt?

Verständige Eltern wissen das, geben in dieser kritischen Periode dem jungen girrenden Täubchen etwas anders zu thun, und tragen Sorge, daß nicht der Täuber es girren höre. Aber alle Vorsicht ist unnütz, wenn Empfindsamkeitshistörchen dem Bedürfniß fühlenden Mädchen in die Hände fallen. Vierzehen Tage reissen alles nieder, was vierzehen Jahre aufgebauet haben. Vermahnungen und Bitten, Lehren und Exempel versinken in den aufwallenden Gefühlen; und wo die Tugend ihr Paradies hatte, steigt ein heisser unfruchtbarer Fels hervor.

Denn was lernt das liebe Kind aus solchen Romanen? — Daß die Liebe die seligste Freude unter dem Mond, das höchste Gut auf Erden ist; der Zweck auf den unser Daseyn abzielt; die heiligste Pflicht, die wir zu erfüllen haben; ein Gesetz, das alle andere aufhebt; ein Trieb, dem wir uns als einem unwiderstehlichen Verhängnisse überlassen müssen; eine Art Gottesdienst, wodurch wir uns dem höchsten Wesen gefällig machen. Sie lernen daraus, daß der liebe Gott und seine heiligen Engel ihre Freude daran haben,

wenn ein junger Laffe und seine Gans sich im Mondschein lieben; daß sie sich ihrer annehmen, ja sie gar zuletzt, wie ein Paar treue Märtyrer, in den Himmel hinauf holen, wenn sie hier auf Erden nicht haben Hochzeit halten können.

Kann ein unerfahrnes, unausgebildetes Mädchen sich wohl in solche Geschichten vertiefen, ohne daran, als an einem heute mir morgen dir, den lebhaftesten Antheil zu nehmen, und sich ganz in den Roman hineinzuträumen? Muß ihr nicht bey jeder verstohlnen Zusammenkunft, wovon sie ließt, das Herz klopfen, bey jedem heiligen Kuß der Mund wässern? Muß sie nicht, wenn sie das Buch hinlegt, sich auch diese süßen Leiden wünschen, und rufen: eine solche Lotte, ein solche Emilie würde ich auch seyn, wenn ich einen Werther, einen Siegwart fände!

Und dann fehlt nur noch, daß einer von den empfindsamen Papagaien, der von edlen Seelen und Mondschein und Gefühlen u. s. w. plappern kann, dazu kömmt, mit ihr die heilige Sprache der Liebe redet, ihr Stellen aus dem Meßias vorließt, und ihr zuletzt einbildet, er sey der Mann, den der Himmel ihr bestimmt hat; seine Seele sey mit der ihrigen unison; ihre Verbindung sey im Mond beschlossen; die heilige Natur gebiete ihnen, in einander zu schmelzen; mißgünstigen Tyrannen von Eltern oder Vormündern zum Trotz, müssen sie sich lieben, sich heimlich sehen, sich ewige seraphische

Lie-

Liebe zuschwören; sie können den väterlichen Segen, Erbgut und Lebensunterhalt entbehren, wenn sie Gefühle haben; Empfindsamkeit sey der größte Reichthum; der herrliche Anblick von einem Paar küssenden Tauben gewähre ihnen ein Fest u. s. w.

Die einfältige, von Empfindsamkeit berauschte Närrinn glaubt alles dies als Evangelien, wirft sich der heiligen Natur, der heiligen Liebe im heiligen Mondschein in die Arme; achtet nicht mehr der Eltern Warnung und Flehen; hört nicht mehr die Stimme der Vernunft, der Tugend, der Ehre, der Religion; überläßt sich dem Manne ihrer Seele; er raubt heilige Küsse auf ihrem Munde, trinkt Seligkeiten aus ihren Lippen: ihre verkörperten Seelen begegnen sich, schliessen, ergiessen, zerfliessen in einander und —

Dergestalt kann das schönste, unschuldigste, würdigste Mädchen von der Welt von dem häßlichsten Waldteufel ins Garn gelockt, und um alles was ihr lieb, theuer und heilig war, gebracht werden. Empfindsamkeit ist ärger als berauschende Getränke; der Taumel, den diese erregen, läßt sich ausschlafen; aber die Trunkenheit der Empfindeley hält immer an, nimmt zu, steigt bis zum Wahnwitz. Man unterhält und nährt dies verzehrende Feuer mit Fleiß; man entzieht sich allen Beschäftigungen, die den Rausch zerstreuen könnten; man sucht die Einsamkeit und bestielt

den Schlaf, um sich der süßen Schwärmerey ganz zu überlassen. Wenn der Verstand dadurch einmal verwirrt, die Einbildungskraft einmal erhitzt ist; so sieht das arme Mädchen Dinge, die kein Sterblicher sehen kann. Sie erblickt einen Seraph in jedem Bavian, jedem Satyr, jedem Rothkopf mit einem Fratzengesicht, der nur wie ein Siegwart schwatzt. Und will sie nicht schmelzen; so nimmt der Verführer ein Pistol und droht zu werthern; das Aeffchen bebt vor dem grausamen Paff, und ergiebt sich auf Gnade und Ungnade.

Manchmal ist zwar kein solcher empfindsamer Jungfernschänder gleich bey der Hand. Zum Glück können diese Geyer nicht jeden Raub wittern. Aber darum ist ein Mädchen nicht gesichert, wenn es sich einmal in den empfindsamen Romanen verstrickt hat.

Die nun einmal angesteckte Seele will und muß die Theorie zur Praxis bringen, das Gelesene nachmachen, das gepriesene Süße selbst schmecken, sollte es auch nur quansweise seyn. Sie sucht sich einen empfindsamen Korrespondenten, schreibt empfindsame Briefe, schmiert empfindsame Verse, und flicht sich einen heiligen Empfindsamkeitsknoten, den sie auflösen will, ehe das Ding zu weit geht.

Aber da hat sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Was zum Scherze zum Zeitvertreib, zur Probe angefangen worden, wird in ganzem Ernst

Ernst vollendet. Mit der Liebe ist nicht zu spassen. Es ist nichts gefährlicher als den Liebenden spielen zu wollen: man bleibt an der Rolle hangen Einbildung und Gewohnheit sind zwey grosse Meister. Sie machen den vorgeblichen Anbeter zum wahren Sklaven seiner selbstgewählten Göttin. Sie geben einer erdichteten Zuneigung Wirklichkeit und Stärke, so daß keine Vernunft, keine Veränderung im Leben, keine Abwesenheit, keine Zeit sie tilgen kann; nur der Besitz der Geliebten öffnet dem Thoren die Augen.

Tausend junge Leute haben sich in eine solche Liebesintrigue zum Spaß eingelassen: sie haben sich amusiren, auch wohl exerciren wollen; sie haben auch geglaubt, den Roman abbrechen zu können, wenn es ihnen beliebte. Aber sie sind das Opfer ihres Vorwitzes geworden: der Roman ist mit ihrer Vernunft, und nicht selten mit ihrer zeitlichen Wohlfahrt davon gelaufen.

Wegen dieser traurigen Folgen der Empfindsamkeitslektüre, sollten die Eltern ein wachsames Auge auf ihre heranwachsenden Kinder haben, ihre Bücher nachsehen, ja zuweilen alle Winkel und Schränke und Betten durchsuchen, ob da vielleicht ein solches giftiges Werklein verborgen läge.

Giftig nenne ich sie ohne Scheu: denn sie thun Schaden, unersetzlichen Schaden; sie richten Unglück an; sie bringen hunderte um Gesundheit,

um zeitliche und ewige Wohlfahrt. In Dännemark ist der junge Werther schon bey mehrern die Aufmunterung zu ehebrecherischer Liebe und überlegtem, dem Buhlen Lottens nachäffendem Selbstmorde gewesen, anderer noch nicht geendigter Trauergeschichten, die dadurch veranlasset worden, zu geschweigen.

Gott verhüte, daß ich einem La Fontaine, einem Grecourt, einem übersetzten Petronius und andern moralischen Mordbrennern dieser Art das Wort reden sollte. Aber ich bin überzeugt, daß sie der Jugend kaum gefährlicher sind, als die Empfindsamkeitsromane. Jene verführen die Sinne, aber nicht das Herz, wenigstens nicht den Verstand. Aller Begierde, die in einem jungen Busen bey solchen Scenen aufsteigt, arbeitet immer ein inneres Gefühl entgegen. Von den Empfindeleyhistörchen aber wird die Seele selbst angesteckt, die Liebe zur wahren thätigen, nutzenden Tugend erstickt, die Denkungsart verderbt; Verstand, Herz und Sinne verschwören sich mit einander, zu lieben und zu fühlen, diesem Lieben und Fühlen alles andere nachzusetzen oder gar aufzuopfern.

Ich komme zu den höchstnachtheiligen Wirkungen, die das Empfindeleywesen auf Gesundheit und Wohlbefinden hat.

Die Unglücklichen, die von dieser Thorheit angesteckt sind, denken und studiren auf lauter Gefühle,

fühle. Sie strengen die Einbildungskraft an, um noch mehr zu empfinden als den Sinnen gegeben ist. Sie üben sich recht, jeden Eindruck zu einem Leiden, jeden Gedanken zu einem Affekt zu erhöhen. Sie erschaffen sich idealische Trübsale, damit es ihnen nie an Stoff zum Fühlen mangle.

Zuletzt geht es dem Körper wie dem vorhin erwähnten Empfindsamkeitsroman. Es wird Ernst aus dem Spiel. Man träumte sich Gefühle; izt hat man sie wachend. Die eingebildeten Leiden erhalten Wirklichkeit, gewinnen Stärke, wachsen mehr, als der Gauch nun gerne wünschte.

Nun werden die Kräfte geschwächt, die Fasern erschlafft, die Nerven verzärtelt: die ganze natürliche Haushaltung im Körper geräth in Unordnung, Verwirrung, Zerrüttung; die geringsten Eindrücke erregen Schauder, Frösteln, Kälte, fliegende Hitze, Herzklopfen, Angstschweis, Beklemmungen, Ohnmachten, Zittern, Krämpfe, Zuckungen, Faseln, und den ganzen Schwarm hysterischer Zufälle. Empfindsamkeit beut der Mutterbeschwerde die Hand, und diese wieder der Nervengicht.

Ja, den raschen Sohn des Harzes, rank und hoch und stark als seine Tannen, macht Empfindeley zu einem Siechling, und den Riesen in der Marsch zum Küchlein. Mit dem Muthe eines

Elliots braucht man nur Empfindsamkeitsaposteln predigen zu hören, so wird man bald vor seinem eignen Schatten zittern: und mit den Kräften eines Skanderbegs wird man Herzklopfen und Ohnmachten bekommen, ohne einmal zu wissen wovon.

Und wenn sie das bey Männern thun kann, wie muß es denn nicht unsern Miniaturmännchen gehen, diesen Kerlchen, die einen Körper haben, wie eine Pariser Papierlaterne, und eine Gesichtsfarbe wie eine todte Auster? Wenn diese Knaben sich aus der Mutter Schooß der Empfindeley in die Arme werfen, so müssen sie wohl zu Heimchen werden.

Wenn das Privatleben dieser Heimchen allein in Betrachtung käme, so wäre es freilich einiger Schade für den Staat, daß so viele Nummern von der Volkszahl, von der wirklichen Stärke des Landes abgerechnet werden müssen, und daß er so viele unnütze Bürger füttern muß. Aber das Unglück ist um so viel größer, da das Heimchen doch auch einmal Vater werden und Kinder erziehen soll.

Aus Liebe zum Vaterlande mögte man wünschen, daß ein Empfindler niemals selbst Autor zu den Kindern seiner Frau würde, sondern die Arbeit einem guten, unempfindsamen Kutscher in Kommißion gäbe. Denn so erhielte das Land doch noch gesunde Bürger.

Doch

Doch wenn sie nun auch nicht die Kraft seiner eignen empfindsamen Lenden wären; so soll er ihnen ja doch eine Erziehung geben. Und kann er das? Kann ein Empfindler, ein Geck, ein Heimchen, Kinder so bilden, als sie zum Heil des Vaterlandes gebildet werden sollten?

Nein. Wer ein nützlicher und achtungswürdiger Bürger im Staat werden, und dem Vaterlande Nutzen und Ehre schaffen soll, muß kein Heimchen seyn. Es giebt keinen Stand, kein Amt, worin die Empfindeley nicht dem Publikum zum Schaden gereichte. Alle öffentliche Verrichtungen fordern Vernunft, Ernst, Muth und Stärke: eine jede öffentliche Person muß ein Mann seyn.

Wir wollen einen Arzt zum Beyspiel nehmen. Wenn der nicht zur rechten Zeit hart seyn kann; so wird er viele Kranke verlieren, ja umbringen. Bey allem dem rührenden Elende, das er sieht; bey allem durchdringenden Jammergeschrey das er hört, soll er ein Mann seyn, um als ein Mann handeln zu können. Läßt er sich von Gefühlen hinreissen; so verliert er das kalte Blut, den ruhigen Sinn, die Ueberlegung und die Thätigkeit, die in der Ausübung seines Berufs die Seele ist; wenigstens geht die unwiederbringliche Zeit verloren. Kann der Kranke nicht geheilt, nicht gerettet werden, ohne daß harte Mittel, eine schmerzliche

liche Operation, statt finden; so steht es betrübt mit ihm aus, wenn er einem Manne in die Hände gefallen ist, der zu viel für ihn fühlt, der nicht ohne Abscheu an die Grausamkeit, Schmerzen zu erregen, denken, nicht ohne Herzklopfen schreyen hören, nicht ohne Ohnmacht Blut sehen kann.

„Das heisse ich Grausamkeit, Unmenschlichkeit predigen!“ wird ein Empfindler rufen. „Der Mann muß ein fühlloses Herz, eine unedle Seele haben, der Mitleiden und Erbarmen sogar an Aerzten tadelt.“

Daß nur derjenige edle Gefühle, ein mitleidiges Gemüth und Menschenliebe haben könne, der sie mit Seufzen, Stöhnen, Jammern, Weinen und Heulen an den Tag legt, das ist eben so falsch, als daß es keine Armuth giebt, wo nicht gebettelt wird. Der Nothleidende, der am meisten zu unserm Bedauern und Beystand berechtigt ist, pflegt am wenigsten zu klagen: und wer wahres Erbarmen fühlt, pflegt nicht Empfindungen auszukramen, sondern zu schweigen und zu helfen.

Der Bettelbube, der im Hinterhertraben sein Formular mechanisch wegplappert; findet bey vernünftigen Leuten keinen Glauben; und der Empfindler, der unaufhörlich von seinen Gefühlen, von süßen Schmerzen und brechenden Herzen schwatzt, erregt bey verständigen Personen Eckel

oder

oder Verdacht: sie müssen ihn entweder für einen Gecken oder einen Heuchler halten.

Das Mitleiden verträgt, so wie alle andere Tugenden, keinen Selbstruhm, keine Prahlerey. Es ist stumm und thätig, wenn es ächt ist. Die izt rasende Empfindsamkeit ist kein Mitleiden; sie ist die Karrikatur des Mitleidens; sie ist ihm entgegengesetzt. Das wahre Erbarmen bewegt zum Helfen; die Empfindsamkeit macht schwatzen.

Ja, Geschwätze, Marktschreyerey, anders nichts, ist die Empfindsamkeit, wie izt gepredigt wird.

Gesetzt, daß dies Fühlen eine Tugend wäre, daß stilles, thätiges Mitleiden, und lautes, fruchtloses Empfinden einerley wäre, brauchte es denn erst eines Sterne, um uns zu lehren, daß es schön, edel, süß, gottgefällig ist, für seinen Nächsten zu empfinden? Darf man uns die Söhne des achtzehenten Jahrhunderts, noch mit jenen alten Teutonen, die eben so grausam als unaufgeklärt waren, in gleichen Rang setzen? Was haben wir gesündiget, daß Empfindsamkeitsaposteln kommen mußten, uns Menschenliebe zu predigen? Sind wir denn keine Christen, und gebeut uns nicht der Gott, den wir anbeten, daß wir unsern Nächsten lieben, daß wir der stummen Kreatur schonen sollen? Lehrt uns die Religion nicht auch,

die Weisheit, Allmacht und Güte des Schöpfers in jeder Kreatur zu verehren?

Für unsern leidenden Nächsten zu fühlen, von seinem Elende gerührt zu werden, seine Last zu erleichtern, seinen Schmerz zu lindern, das haben wir nicht nöthig, aus Romanen zu lernen. Das liegt schon im Herzen, und diesen Keim haben unsere Eltern schon entwickelt, haben uns zu dem Zweck Lehre und Beyspiel genug gegeben.

Unsere Väter sind auch warme, wohlthätige Menschenfreunde gewesen, ohne viel Rühmens und Aufhebens davon zu machen. Aber sie haben geglaubt, daß man nicht bey dem Gefühl müßte stehen bleiben, sondern handeln, helfen, wohlthun. Das zeigen ihre vielen herrlichen Stiftungen. Ihr Mitleiden erstreckte sich auf die unvernünftigen Geschöpfe; doch nicht auf Käfer und Raupen. Ihre Menschenliebe fing bey Menschen an, nicht bey Butterfliegen. Bey allen ihren Empfindungen und den daraus fliessenden Wirkungen, blieben sie Männer. Das haben die Feinde des Vaterlandes empfunden.

Zu bewundern ist es, daß das Abgeschmackte und Ungereimte, das Lächerliche und Alberne, in dem Empfindsamkeitssystem nicht jedem Menschen, der noch seine fünf Sinnen gehabt, wider Ansteckung bewahrt hat. Kann man sich etwas unsinni-

sinnigeres denken, als die Gefühle, die der Mond den Empfindlern einflößt?

Dieser gute alte Planet ist ihr Vertrauter und Kuppler. Dem klagen sie ihr Leiden, dem geben sie ihre Seufzer zu bestellen; in dem halten ihre Seelen ein Rendezvous. Für alle diese Dienste, die er ihnen thut, überhäufen sie ihn auch mit Komplimenten und Karessen, und begegnen ihm so freundlich, als der Adliche dem Bürgerlichen, wenn er ihn nöthig hat. Ja sie treiben die Liebkosungen bisweilen bis zur Abgötterey.

Wenn ein Miller seinen Siegwart in ganzem Ernst singen läßt:

„Heiliger, keuscher Mond,
Sieh herab auf meine Leiden,
Habe Mitleiden und erbarme dich meiner!"

so muß man erstaunen. Wenn das auch nur Minnefratzen eines Jünglings vorstellen soll; so ist es doch nicht zu entschuldigen. Denn auch der Wahnwitz, den man seinen Romanhelden in den Mund legt, muß kein Aergerniß geben. Es steht ja bey dem Verfasser, den Rasenden sagen zu lassen was er will. Aber das Allererstaunlichste ist, daß diese Litaney in ganzem Ernst ist ausgeheckt, in ganzem Ernst in die Musik gesetzt, und von Hunderten in ganzem Ernst auswendig gelernt worden; daß man sie in ganzem Ernst, mit Rührung und Andacht, als wenn es ein Kirchengesang wäre, ab-

singt, und daß das Imitatorum pecus seitdem Deutschland mit Mondchoralen überschwemmt hat.

Dahin gehört ein wahres lyrisches Ungeheuer, das im Nürnbergischen Musenalmanach für 1782 zu sehen ist. Ein Quidam, (den Namen habe ich Gott Lob vergessen,) spricht zum Monde:

„Wärst du unsterblich auch wie ich,
Dereinst im Himmel würd' ich dich
Mit Mensch- und Engelseelen
Zu meinem Freunde wählen.“

Lächerlich ist es, sich eine Seele des Mondes zu denken, und zwar eine Seele des Mondes, die sich im Himmel ganz bescheiden zurückhält, bis daß die Seele eines oberdeutschen Dichters sie aufsucht, seinen Freunden vorstellt und Brüderschaft mit ihr macht.

Bisher habe ich von der wahren Empfindeley geredet, die bey dem Patienten nur gar zu wirklich ist, und worinn seine Gefühle in der That zu weit gehen. Jetzt komme ich zu der vorgeblichen Empfindsamkeit, die von vielen aus Eitelkeit oder Absichten angenommen wird.

Man erkennt sie leicht. Der falsche Empfindler kopiirt den wahren, übertreibt aber den Karakter, ist weit mehr geschwätzig, hat mehr Egoismus, und verräth, wenn es zur Probe kömmt, wirkliche Fühllosigkeit.

Der wahre Empfindsame ist immer als ein Kranker, als ein Wahnwitziger anzusehen. Als ein Patient verdient er Mitleiden; um ihn aber zu recht zu bringen, muß man ihn nicht schonen: die Geissel der Satyre muß er fühlen; es gereicht ihm zum Heil. Zudem ist man ihm auch nicht so gar viele Barmherzigkeit schuldig, denn das Uebel ist sein eigenes Werk: er hat es sich durch eine Lektüre zugezogen, die seinem Verstande keine Ehre macht.

Der falsche Empfindler hingegen ist ganz und gar keiner Schonung werth. Er verdient die schärfste Züchtigung; denn er braucht entweder diese Schwachheit zum Schanddeckel seiner Härte, seines Geizes; oder er will sich mit einer falschen Tugend zieren, will die Beurtheilung der Welt hintergehen, will sich die Achtung des Publikums zustehlen.

Die falsche Empfindeley zerfällt also wieder in zwo Arten: die närrische und die heuchlerische.

Die erstere ist sehr gemein. Sie nimmt ihren Ursprung aus einer schlechten Beurtheilungskraft. Man hält einen Fehler für eine Schönheit, man findet in einer Schwachheit eine Größe. Man glaubt, daß das Fühlen der gute Ton ist, weil man so viel davon hört, und weil die Empfindsamkeitsfächelchen so viel gelesen werden. Man hat so schöne Gelegenheit, von sich selbst zu

reden, und sich ein Ansehen von Wichtigkeit zu geben. Ursachen genug, warum so mancher Geck diesen Ton annimmt, ohne einmal recht zu wissen, was Empfindsamkeit ist.

Der heuchlerische Empfindler spricht immer von einem gefühlvollen Herzen; entweder um bey Andern eine gute Meinung von sich zu erregen; sich ohne alle Kosten das Ansehen eines guten Karakters zu geben; oder gar das Zutrauen der Unerfahrnen, und dadurch Vortheile, verkaufbare Geheimnisse u. a. m. zu erjagen; oder wenigstens durch reichliche Anwendung des Seufzens, der Thränen, des Bedauerns und Bejammerns ein thätigeres Mitleiden zu sparen.

Von diesen verschiedenen Arten der falschen Empfindsamkeit kenne ich lebende Beyspiele: und ich darf mich nicht in eine nähere Betrachtung der Rollen einlassen, ohne die Personen, die sie spielen, meinen hiesigen Lesern kennbar zu machen.

Ueberhaupt habe ich vieles gesagt, das von andern mag besser gesagt worden seyn; doch hoffe ich immer den bekannten Dingen eine Wendung gegeben zu haben, die den Leser reizen kann, den Aufsatz seiner Aufmerksamkeit zu würdigen.

Die freyen Ausdrücke und der Spott, den ich mir auch gegen die wahren Empfindler erlaube, mögen Einigen zu hart und beleidigend scheinen.

Allein,

Allein, wenn man einen Fehler rügen, eine Thorheit in ihr rechtes Licht setzen will, so muß man es so thun, daß es Eindruck macht.

Lob des ehelichen Lebens.

Though Fools ſpurn Hymen's gentle powers,
We who improve his golden howrs,
By ſweet experience know,
That marriage, rigthly unterſtood,
Gives to the tender and the good
A paradiſe below.

COTTON.

Daß der Eheſtand zur Erhaltung, und ſo gar zur Wiederherſtellung der Geſundheit und Kräfte dient, das ſehen wir an tauſend lebenden Beyſpielen, an tauſend mehr als ovidianiſchen Verwandlungen. Unzählige blaſſe, gelbe, magere, abgezehrte, eingetrocknete Mannsperſonen werden rund und fett, roth und friſch, wenn ſie ſich verheirathet haben. Unzählige Schwächlinge und Siechlinge finden in den keuſchen Armen einer geſunden und blühenden Gattinn, die Kräfte, das Wohlbefinden wieder, das kein Arzt, kein Brunnen, keine Landluft, ihnen hatte verſchaffen können.

Die Erfahrung der Aerzte ſelbſt redet alſo für die Ehe. Von der mediciniſchen Seite betrachtet

 hat

hat sie wesentliche, unwandelbare Reize. Ich will jetzt einmal versuchen zu erklären, wie das zugehen kann, daß ein Stand, der so ergiebig an Kummer und Verdrüßlichkeiten ist, der so manchen Tag bitter und so manche Nacht schlaflos macht, und der sowohl deswegen, als auch aus andern Ursachen, dem ersten Ansehen nach den Kräften und der Gesundheit eines Mannes vielmehr Abbruch thun müßte, gleichwohl jene entgegengesetzte Wirkungen hat.

Der Mensch lebt, webt und schwebt unter lauter Feinden seines physischen Wohls. Viele von diesen hegt er in seinem eignen Körper; ja sein Gemüth selbst ist in Rücksicht auf sein Wohlbefinden, auf sein Leben, nicht immer sein Freund. Nicht nur Luft und Witterung, Speise und Getränk, Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen, Geschäfte und Belustigungen, Kleider und Putz, Stellungen und Lagen des Körpers, sondern auch dessen Ausleerungen, dessen Verrichtungen, und alle darinn vorgehende Abweichungen, ja die Arbeiten des Geistes und die Bewegungen des Gemüths, setzen unsere Gesundheit jeden Augenblick in Gefahr. Jeder Stand hat in dieser Betrachtung seine besondern Nachtheile, ist vorzüglich gewissen Stürmen oder gewissen heimlichen Nachstellungen ausgesetzt: der Ackersmann leidet von dem bösen Wetter; der Seefahrer von seiner schlechten Kost; der Soldat von Eisen und Bley;

der Handwerker von den schädlichen Körpern, die er bearbeitet; der Gelehrte von seinen Hirngeburten; der Fürst von seiner Unthätigkeit und Langeweile; und der Hofschranz von Höchstdesselben finstern Blicken.

Allen diesen Dingen das Vermögen oder die Gelegenheit zu schaden zu benehmen, dem einen das andere entgegen zu setzen, alle ihre guten Eigenschaften und Wirkungen zu unserer physischen Glückseligkeit zu nutzen, darinn besteht die ganze Diätetik.

Viele von diesen Ursachen mannigfaltiger Krankheiten und Lebensgefahren fallen unter der zärtlichen und wachsamen Pflege einer verständigen und liebreichen Gattin völlig weg. Dies ist eben so leicht als angenehm zu zeigen. Wir wollen für diesmal Speise und Trank in vergleichende Betrachtung ziehen.

Soll das Essen gut schmecken, leicht zu verdauen seyn und gesunde Nahrung geben: so muß es wohl zubereitet seyn, das heißt: es muß in jedem Gericht weder zu viel noch zu wenig seyn; es muß seinen natürlichen Geschmack, seine rechte Gestalt, Farbe, Konsistenz, seine gehörige Würze haben; es muß weder Saft noch Kraft darinn fehlen; und dabey muß es von der äußersten Reinlichkeit zeugen.

Alles dies findet man in einer eignen Haushaltung, unter den Auspicien einer wohlerzogenen und des Namens würdigen Hausmutter, besser, weit besser, als in einem Gasthofe oder an einer Table d'hote.

Freilich giebt es von diesen letztern in allen großen Städten immer einige, die sich durch vorzüglich wohlbereitete und wohlschmeckende Speisen auszeichnen. Aber im Ganzen kann man sie doch nicht rühmen. Gegen Einen solchen Wirth, der sich um das Publikum verdient macht, giebt es immer verschiedene, deren Tisch ein wahres Lob des Ehestandes ist.

Bey Einigen ist manches Gericht so gelehrt und gekünstelt, so zusammengesetzt und so räthselhaft, daß es einen Logogryphen im französischen Merkur vorstellt: man muß erst die Theile entziffern, um aus dem Ganzen klug zu werden. Aus den einfachsten, gesundesten Speisen erzielet der Koch die wunderbarsten Hybriden. Manche Schüssel gleicht in Absicht auf die Abstammung des Gerichts dem Salmiak: man weiß nicht, ob man dem Pflanzenreich oder dem Thierreich am meisten dafür zu danken hat. Zuweilen giebt es ordentliche Maskeraden, und die widersinnigsten Dinge sind zusammengepaart, wie die Gäste selbst durchs Loos. Ragout mit Frikassee garnirt, schickt sich zusammen als Paul Jones und Karl von Burgheim.

Alle

Alle solche unnatürliche Künsteleyen und Mummereyen, solche Küchenschöpfungswerke, solche gewaltsame Erzwingungen neuer Gestalten und neuer Geschmacke, sind der wahren Hausfrau, dem Weibe von uralten einfachen Sitten, von unverderbtem Biedersinn und reinem truglosem Herzen zuwider. Alles Falsche ist ihr ein Greuel: sie fleucht die Kunst zu täuschen als eine Schlange. Mit Verstellung ist nicht zu spaßen. Nur erst in der Küche, am Nachttische betrogen: es wird schon weiter gehen. Nein, rein ist sie in des Mannes Armen: und ohne alle List bereitet sie ihm seine Speise.

Allerdings haben jene Maskeraden ihren großen ökonomischen Nutzen. Manches kann bis zu völliger Zerstörung wieder aufgetischt werden. Wenn ein Braten so öfters schon auf dem Tische gewesen, daß er sich nicht mehr sehen lassen darf, so zerstückt man ihn: und er erscheint in neuen Gestalten. So wird zuweilen ein Regiment abgedankt, und die brauchbaren Leute bey andern wieder untergesteckt.

In dieser Reproduktionskunst sind die Herren Franzosen die größten Meister. Leider aber sind viele von ihnen, zumal in der Nähe von Paris, so unwissend in der Naturgeschichte, daß sie nicht selten eine Katze für ein Kaninchen, und den Sohn der lastbaren Eselinn für ein Kalb ansehen, und

dem Badaut vorsetzen, der sie wonnetrunken verschlingt.

Inzwischen wäre es noch immer erträglich, wenn es bey diesen Quiproquo's bliebe, und nicht noch dazu so viele gänzlich heterogene Dinge und fremde Körper mit in die Speisen kämen, wovon man die drollichsten Beyspiele hat.

Ein Officier zu Rouen fand in einem Stücke Ragoutsauce ein Läppchen gedruckte Sachen, worauf die merkwürdigen Worte zu lesen waren: tes yeux charmans. — Ein anderer war im besten Essen, als ihm ein ähnliches Bruchstück in die Quere kam, worauf mit großen Buchstaben gedruckt stund: Reflexions sur la — Der arme Mann wußte nicht einmal, was für Reflexionen er verschluckt hatte.

Daß Poeten und Philosophen in Frankreich zuweilen in eine Kasserole hineinspatzieren, geht ganz natürlich zu. Viele Köche da zu Lande haben Vorschürzen vor ihren schmutzigen Schurztüchern. Jene sind gerne von Papier, auch wohl Makulatur. Von Fett und Wasser erweicht, löset sich ein Stück nach dem andern ab und fliegt nicht selten in einen Kessel. Der Koch wird es auch nicht zurückholen: Ce n'est que du papier; il n'y a pas de mal; au contraire, cela donne de la consistance.

Aber auch ausserhalb Paris kann man den Fall erleben, daß man allerley Sachen, die uns in einem Gericht Essen garnicht willkommen sind, mit verschlucken muß, oder mit großem Eckel wieder ausbricht.

Dergleichen Unannehmlichkeiten hat man nicht zu besorgen, wenn man eine rechtschaffene Gattin hat, die das Küchenregiment würdiglich führt. Ihr scharfes Auge, ihr wahrer Adlerblick hält die Geschirre rein; sie leidet keinen Schmutz an ihren Mägden, und keinen Toback in ihren Nüstern. Sie sieht selbst jeden Kessel aufs Feuer setzen; sie präsidirt beym Seigen und Hacken; sie theilt jeder Speise ihr bescheiden Theil zu; sie weiß zu geben und zu nehmen, Grad, Maaß und Zeit zu bestimmen, mit der Genauigkeit eines Chemisten; läßt anrichten unter ihren Augen; Niedlichkeit geleitet das Essen auf den Tisch; Reinlichkeit empfängt es; und ein freundliches Antlitz würzt es.

Dies freundliche Antlitz, diese holdselige Tischreden führen uns zu einem andern Beweise, daß der Ehestand in Betrachtung des gesundern Genusses der Speisen einen unendlichen Vorzug vor dem ehelosen habe.

Nichts in der Welt ist angenehmer und zu gleicher Zeit dem Wohlbefinden und der Gesundheit zuträglicher, als mit Vergnügen zu essen und

mit

mit Behagen zu trinken. Dies ist eine von den unschuldigsten Freuden, die wir armen Sterblichen hier auf Erden haben können.

Darum hat auch der Allmächtige, als ein guter Vater, der alle seine Kinder gleich lieb hat, alles so weislich angeordnet, daß es bey einem jeden Menschen selbst steht, ob er dieser Glückseligkeit geniessen will oder nicht; daß der geringste Leibeigne, wenn er seine karge Kost im Schweiß seines Angesichts verzehrt, dabey eben so vergnügt seyn kann als ein Fürst; und daß der Fürst ebenfalls mit dem Appetit und der Zufriedenheit des geringsten seiner Knechte essen kann, wenn er eben dieselben Mittel wählt, die seine Knechte anwenden; wenn er sich angelegen seyn läßt, seine Pflicht zu thun, und seine häusliche Glückseligkeit zu schaffen.

Vergebens haben die Erdengötter, oder vielmehr die Schranzen, die ihren Begierden frohnen, Mittel zu erdenken gesucht, den trägen Appetit zu erwecken. Vergebens haben sie sich bemühet, das Auge durch den Prunk der Tafel und die Mummerey der Gerichte, und das Ohr durch den Zauberklang theuer gemietheter Kehlen und wetteifernder Instrumente zu gewinnen. Vergebens haben sie Hofnarren hinter den Stuhl, und lustige Räthe an die Tafel gesetzt, um das Gemüth aufzuheitern. Ihre Künste sind fruchtlos gewesen. Es ist allen diesen Schmeichlern der Sinne nicht gelungen, den Kollegen im Magen, rege zu machen.

Das

Das Auge des Fürsten sieht in Gold und Silber nichts edleres, als was der Bauer in seinem hölzernen Teller sieht. Die Menge der Speisen erzeugt Ueberdruß: je mehr Schüsseln, je mehr Beweise daß die Mahlzeit Stückwerk ist: ex omnibus aliquid, in toto nihil. Ihrem Ohre sind Kastratenstimmen und Symphonien von Haydn das, was sie Fürsten seyn müssen, leere, oft gehörte, nie gefühlte Töne. Der Geckenwitz, wie Zuckerwitz, wird zuletzt ekelicht: und neben dem unterhaltenden Höfling steht immer die Freudenstörerinn, die Etiquette.

Nur dann, wenn der Beherrscher seine Hoheit ablegt und sich zu der Last und Hitze des Jägers oder des Kriegsmanns herunterläßt, nur dann trifft er den, der nie den Fürstensesseln an Galatafeln nahe kömmt, — Hunger. Wenn er sich mit Mustern und Manövriren, mit Jagen und andern Uebungen ermüdet hat, schmeckt ihm Hausmannskost besser, als alle halb kalte, halb kennbare Gerichte, auf einer Galatafel.

Aber, ist es etwas seltenes, daß große Herren sich ohne ermüdende Bewegung das unschätzbare Gut, wahren Appetit, verschaffen; so fällt es ihnen noch tausendmal schwerer, des besten Mittels, mit Vergnügen zu essen, theilhaftig zu werden. Wenn der Fürst nicht eine geliebte Gemahlinn, eine theure Familie hat, deren Anblick, deren Reden

den sein Herz erweitern, seine Seele erquicken können, wo soll er eine angenehme Tischgesellschaft finden? Er kann Excellenzen und Gnaden zur Tafel ziehen; aber können ihn die erfreuen? Scherzen können seine Gäste; aber vertraulich scherzen dürfen sie nicht; ihr Innerstes aufdecken, in ihren Gedanken lesen und ihr Herz überfließen lassen, ihrem Herrn ganz Freund seyn, wollen und können sie nicht. Wollten sie auch ihrem gnädigsten Wirth mit dem besten Dank, mit Offenherzigkeit, lohnen; wollten sie ihm auch ihre ganze Seele darbieten; so dürfen sie nicht, wegen der andern Gäste. Der Eine hascht und verschluckt des Andern Worte: und dies Bewußtseyn gegenseitiger Aufmerksamkeit benimmt dem Gespräch noch mehr von der freyen Munterkeit und redlichen Vertraulichkeit, als die Ehrfurcht für den Fürsten.

Jedoch es sind nicht lediglich Fürstentafeln, wo Zwang und Zurückhaltung und fühlbare Heucheley herschen, und die Schutzgöttin des gesellschaftlichen Mahls, wahre Munterkeit verbannen. Auch bey euch, ihr Halbgroßen, ihr Quartgroßen, fehlt es an Vertraulichkeit, der Seele des Vergnügens bey Tische.

„Bey uns? Bey unsern Familienmählern sollte es an Cordialität und Offenherzigkeit fehlen? Gerade deswegen bitten wir keine Fremde: wir sind lauter nahe Verwandte, lauter Blutsfreunde.“

Ja wohl mag das eine recht offenherzige, vertrauliche, redliche Freundschaft seyn, die eine Gesellschaft von Verwandten und Blutsfreunden beseelt! Als wenn die Bande des Bluts auch Bande der Freundschaft wären! Als wenn nicht scheeler Neid, heimliches Mißtrauen, bitterer Haß, unversöhnlicher Groll, eben sowohl in einer Familie wohnen könnte, als in einem Kloster oder an einem Hofe! — Auch in bürgerlichen Gesellschaften, auch bey Familienmahlzeiten gleicht manches Wort, das dem einen Blutsfreunde entfällt und von dem andern Blutsfreunde aufgefangen wird, einem Salat von Brunnkressen. Viele haben ein unseliges Vergnügen daran, alles zum Argen zu deuten: und wer in jedem Scherz Bosheit findet, der wird selbst wenig Vergnügen genießen, und wird den Andern auch bald den Appetit verderben.

„Das ist gerne der Fall, wo Weiber sind. Die stiften immer Zank und Zwiespalt. Weiber sind noch reizbarer als schlechte Poeten. Ein einziges Wort kann sie in Harnisch bringen. Ich lobe mir einen guten geschlossenen Tisch von lauter Mannspersonen. Da hat man nicht nöthig jedes Wort auf die Goldwage zu legen. Bey uns herrscht die wahre Vertraulichkeit, die Tochter der Freundschaft und die Mutter des Vergnügens. Wir essen und trinken und scherzen und lachen. Der Mund ist immer in Bewegung und die Conver-

versation ist immer lebhaft. Der Appetit öffnet den Magen, und der Wein das Herz."

Ja, ja, man kann sich leicht vorstellen, wie sicher und unschuldig die Vertraulichkeit ist, die aus dem Wein fließt! Der Wein mag viele Herzen geöfnet haben, aber er hat auch viele Augen zugemacht. Wo ist der geschlossene Tisch, wo sich weder Misgunst, noch Zanksucht, noch Verrätherey, noch andere dergleichen Gäste einfinden sollten? Ein einziger Mauvais plaisant verdirbt alle muntere Scherze, wie ein angekommenes Ey einen ganzen herrlichen Pudding.

Das wahre Vergnügen bey Tische kann ein Mann nur in seinem eignen Hause erwarten, wenn er eine Gattin hat, die er liebt und schätzt; ein Weib, das angenehm ist, ohne eine strahlende Schönheit zu seyn; das liebreich und zärtlich ist, ohne Empfindeley zu kennen; das verständig ist, ohne auf Gelehrsamkeit Anspruch zu machen; ein Weib, das nicht nur die Leiden des Mannes mit ihm theilt, sondern auch seine Freuden schmeckt; das ihn nicht nur klagen hört, und über ihn trauert, sondern ihm auch zu rathen weiß; das nicht nur seinem Geschmack fügt, sondern ihn auch lenkt.

Der Mann, der ein solches Weib hat, und doch noch anderswo zu Gaste geht oder Gäste zu sich bittet, um mit Vergnügen zu essen, ist weder

des Weibes noch des Essens werth. Der Gott der Ehe sollte ihn in eine Porcellainfigur an einer Platmenage verwandeln.

Aber wenn die Gesellschaft, die Unterhaltung einer achtungswürdigen und geliebten Gattinn dem vernünftigen Manne seine Mahlzeit wohlschmeckend und gedeihend macht; wenn sie ihm ein Paar demüthige Schüsseln in ein Göttermahl verwandelt; wie viel größer muß nicht seine Wollust, seine irdische Seligkeit seyn, wenn er die besten Gäste auf dem Erdboden, eines lieben Weibes liebe Kinder an seinem Tische sieht?

Wie rührend ist nicht der Anblick von Kindern in dem rechten Alter der Unschuld? Auch der, dessen Herz noch nie empfunden, was es ist, Vater zu heißen, kann nicht ohne eine theilnehmende Regung diese seine jungen Mitbürger ansehen. Ihre sichtbare Glückseligkeit dringt in seine Seele, wenn diese Seele noch einiges Gefühl hat. Sie erinnert ihn an jene gesegneten Tage, da er auch ein Kind war, und da er glücklicher, überschwenglich glücklicher war als er jetzt ist, wenn er auch in Reichthum schwömme, und auf den Flügeln der Macht getragen würde. Er kann die spielenden, lachenden Geschöpfe nicht anschauen, ohne mit Delile zu rufen:

Ciel prolonge les jours heureux
Et des ris innocens & des folatres jeux!

Le vrai plaisir semble fait pour cet age.
L'épanouissement d'un coeur encor nouveau,
Du sentiment le doux apprentissage,
L'univers par dégrés déployant son tableau,
Ce sang si pur, qui coule dans leurs veines,
Des plaisirs vifs & de légeres peines,
L'ésprit sans préjugés, le coeur sans passions,
De l'avenir l'heureuse insouciance
Pour tous palais, des chateaux de carton,
Et pour richesses, des bonbons;
voilà le destin de l'enfance!
Ah! la saison de l'innocence
Est la plus belle des saisons!

Welcher herrliche entzückende Anblick, wenn ein Vater an der Seite seines geliebten Weibes in einem Kreise von gesunden, raschen, hofnungsvollen Kindern zu Tische sitzt, gleich einem Paar Edelsteinen in einem Ringe! Mit welchem gesegneten Appetit diese Lieblinge des Himmels essen! Mit welcher unnachahmlichen Naivetät sie scherzen! Wie fade alle ausstudierte Bonmots der Witzlinge, alle spirituelle Weisheitsbrocken der Tafelorakel gegen die ungezwungenen Einfälle der Unmündigen sind! Was muß der glückselige Vater nicht fühlen, wenn er, wie das Herz in seinem Adersystem, Liebe durch den Kreis verbreitet, und Liebe wieder in ihn zurückströmt; wenn er in den kunstlosen Zügen eines jeden kleinen Engelkopfes diese unerheu-

erheuchelte Liebe, mit Dankbarkeit und Ehrfurcht verknüpft, liest; wenn er die unschuldige Zunge die Sprache des Herzens lallen hört? Seine Seele muß überirdische Wollust schmecken, wenn er sich vorstellt, daß er dem Vaterlande diese jungen Bürger geschenkt hat; daß er sie ihm zu guten Bürgern bildet; daß er zur Erhaltung, zum künftigen Ruhm seiner Nation auch das seinige beygetragen hat und noch beyträgt.

Jedoch, ist er ein Christ, so muß seine Freude tausendmal größer, seine Entzückung seraphisch seyn, wenn er bedenkt, daß der Allerhöchste sich seiner bedient hat, die Zahl derer, die sein Wort bekennen, seine Güte preisen und seine Seeligkeit hoffen, zu vermehren, und durch sie seine Gemeinde auszubreiten.

Es muß uns lieb seyn, in Söhnen und Töchtern, in Kindeskindern und späten Nachkommen zu leben, unsern Stamm und Namen, unser Blut und Bild fortzupflanzen; es muß eine Freude für uns seyn, dieselben Grundsätze und Tugenden, um derentwegen wir uns selbst lieb sind, den liebsten Freunden auf Erden in die Seele legen können; wir haben Ursache stolz darauf zu seyn, dem Vaterlande und der menschlichen Gesellschaft hofnungsvolle, oder gar schon nützliche, rühmliche, gepriesene, gebenedeiete Glieder geschenkt zu haben, die Fleisch von unserm Fleisch sind, die Leben und Er-

ziehung von uns haben. Aber was ist das alles gegen die selige Gewißheit, daß wir Christen erzeugt und Christen gebildet haben? Daß diese geliebten Kinder, diese unschätzbaren Pfänder ehelicher Liebe, sich zu dem wahren Glauben bekennen, den Weg zum ewigen Leben wandern sollen? Welcher unaussprechliche Trost, daß keine Macht, kein Unglück auf Erden ihnen diesen bessern Theil rauben kann!

Der Tod in tausend Gestalten kann unsere irdische Hofnung zerstören; aber das unvergängliche Erbe bleibt: in der frohen Ewigkeit finden wir sie wieder, wenn wir das Unsrige getreulich gethan haben.

Jedoch, was sage ich? Dieser seligen Zuversicht dürfen wir jetzt kaum mehr leben. Der Geist des Unglaubens geht umher, und sucht, wen er verschlinge. Junge Leute vom alten Glauben abwendig zu machen, ihre Seele mit Zweifeln zu erfüllen, und ihnen einen Gefallen am Religionsbessern einzuflößen, ist sein Bestreben. Er kennt die schwache Seite der Jünglinge, und derer, die bis ans Grab Jünglinge bleiben.

„Sehet!“ spricht er: „Hier ist Vernunft und Natur. Nehmet hin, brauchet sie weislich, und ihr werdet Gott gleich seyn. Ihr bedürfet keiner Offenbarung, keiner Genugthuung, keines göttlichen Mittlers. Das ist eitel Pfaffentrug. Ihr könnt,

könnt, ihr müßt selbst die Wahrheit finden, selbst das Gute wählen, selbst eure Seligkeit schaffen. Dazu braucht ihr keines andern Führers als eures Hirns, eurer Sinnen. Ihr habt nicht nöthig Andern zu glauben, Andern zu folgen. Ihr habt selbst Vernunft. Brecht euch neue Bahnen, jeder seine eigne, wie es solchen Männern als ihr seyd, geziemt. Gehorchet keinem als der Natur. Was die euch in den Sinn legt, das thut. Wozu sie euch Trieb und Organen gegeben, das ist unschuldig, das möget ihr genießen. Die Stimme der Natur ist die Stimme des Rechts: der Natur getreu seyn ist Tugend: und das Bewußtseyn der Tugend ist die einzige Seligkeit. Wer sich fühlt, der sey Genie. Und so er auch keine Gaben, keine Kenntnisse, keine Beurtheilung hätte, wird er doch sich einen Namen machen, wenn er nur Pfaffen lästert und des alten Glaubens höhnt. Ohne Menschenverstand könnt ihr Philosophen, mit Ausschreiben und Nachbeten Originalscribenten, mit einem kleinen Schwamm im Schedel große Geister werden; setzt euch nur hin und schmiert etwas aus dem Plato und dem Lukretius, Bolingbroke, Helvetius, Hume, Mirabeau, Voltaire, Rousseau und a. m. Schmiert getrost und laßt es drucken. Sagt der Geist Luthers und Melanchthons oder vielmehr Washingtons und Lafayettes ruhe auf euch: ihr seid das auserwählte Rüstzeug der Vernunft, ihr wollt sie von dem schnöden Joch der Pfaffen befreyen.

Schreyet über Schwärmerey und Vorurtheil und Täuschung. Ihr werdet euch hoch erheben über die Pfaffensklaven, und hoch einher fliegen, wie Blanchard unter dem Luftball. Und euer Name wird den Erdkreis füllen, und tausend werden den Leib selig preisen, der ein solches Wunder, einen solchen Nimrod und Pfaffenstürmer, zur Welt gebohren hat."

Ach, wenn wir bedenken, daß es wohl möglich ist, daß auch unsere Kinder einmal von diesen metaphysischen Seelenverkäufern könnten weggehascht, von dem falschen Weisheitsdunst könnten vergiftet, und das abscheulichste auf dem Erdboden, Renegaten, werden; so muß einem jeden Vater grausen; er muß den Hagestolz beneiden, und ihm mit dem Dichter zurufen:

Gaudebis minus, at minus dolebis.

Hast du keine Kinder, die deinen Schooß hinanklimmen; die an deiner Brust hangen; die dir die reinste Liebe und die redlichste Vertraulichkeit zollen; die dir jeden bittern Trank des Lebens versüßen; die dir Trost und Freude in deinen alten Tagen versprechen; so hast du auch keinen Unglücklichen gezeugt, der deine Erwartungen betröge, deine Ruhe zerstörte, und dir die süßeste Hofnung raubte, womit du gewünscht hättest, in die Ewigkeit zu gehen.

Man wird mich verdammen, weil ich nicht mit der Menge im Modeton reden, nicht auf Kosten

sten meiner innern Ueberzeugung der herrschenden Fratze, der Pfaffenhetze, wie sie im Deutschen Museum so treffend genannt wird, frohnen, des alten Glaubens spotten, Neuerungssucht für Aufklärung, Nonsense für Wahrheit und eitle thörichte Klügeley für nöthige und nützliche Religionsverbesserung erkennen, oder vielmehr mit so vielen Heuchlern, die anders denken als sie reden und schreiben, dafür ausgeben will. Aber ich lache des Grimmes dieser armen Würmlein.

Wir müssen noch einen Hauptpunkt berühren, der die vorzügliche Glückseligkeit des ehelichen Lebens unwiderleglich erweiset.

Nicht alle und jede Speisen sind uns dienlich, ja nicht einmal unschädlich. Der Jüngling mag alles ertragen, alles verdauen können; der Mann, der seine dreyßig zurückgelegt, schon viel ausgestanden und viel mitgemacht hat, kann von seinem Magen nicht mehr so viel erwarten. Bald bekömmt ihm das Eine nicht, bald das Andere nicht. Er muß sich mehr nach der Diät richten als vorher. Das kann er aber nicht, so lange er nicht seinen eignen Heerd hat.

Hat er aber eine verständige und liebreiche, für sein Wohl wachende Hausfrau, so darf er nicht sorgen. Sie beobachtet gleich, was ihm wohl oder übel bekömmt. Sie bestimmt nach diesen Erfahrungen seinen Küchenzettel und seine

Speisestunden. Alles was seiner Gesundheit und seinem Wohlbefinden nachtheilig ist, was seinen Magen beschwert, sein Blut erhitzt, seinen Schlaf stört, muß nicht auf seinen Tisch kommen. Darinn ist sie so unerbittlich als Don Perez bey dem Stadthalter von Barakaria; aber sie entschädigt den Appetit ihres lieben Mannes durch andere Schüsseln: und das that der harte Leibarzt des Sancho nicht.

Noch mehr. Der Unverehlichte muß sich nur gar zu oft die Lust vergehen lassen, dies oder jenes Leibgericht zu essen. So etwas läßt sich an fremden Tischen nicht fordern. An einer gewöhnlichen Table d'hote giebt es ein ewigwährendes Einerley. Die kluge Gattinn aber weiß die Seele eines jeden Vergnügens, Abwechselung zu verschaffen. Sie überrascht den Geliebten oft mit einer ungehoften Schüssel: und wenn die Umstände Sparsamkeit gebieten, so läßt sie es ihm kaum merken, daß wenig da ist; denn sie giebt ihm irgend ein unschuldiges und nicht kostbares Leibgericht. Sie richtet sich nach den Jahrszeiten; die Gartengewächse, die frischen Fische, die jeder Monat liefert, bringt sie dem Manne gleich auf den Tisch: er kann an seinen Schüsseln sehen, wie früh oder spät im Jahre es ist.

Noch ein großer Vortheil für die Gesundheit und den Wohlschmack der Speisen in der eignen

Haushaltung eines Mannes ist dieser, daß sie immer mehr frisch sind, weil eine kluge Hausfrau nicht mehr anrichtet, als zu der Mahlzeit gebraucht wird. Das kann aber der Wirth nicht, der einen ofnen Tisch hat. Er weiß nie mit Gewißheit, wie viele Gäste er haben wird. Bald hat er zu viel Essen, bald zu wenig. Im erstern Fall giebt es die oben erwähnten Umkleidungen, im letztern dünne Saucen.

Von den Garküchen will ich gar nicht einmal reden. Denn wenn da die Suppe mehrern Abgang hat, wenn der Gäste mehr sind, als der Küchenvorrath nach prima plana befriedigen kann, so hat das Gewissen des Wirths alle seine Zähne nöthig, um ihn abzuhalten, daß er seine Gerichte nicht mit solchen Zusätzen bereichere, als ein Baldinger die Edinburgische Pharmakopöe.

Auch an allen Tischen, wo die Gäste zu verschiedenen Zeiten kommen und gehen, findet der große Fehler statt, daß die Speisen lange stehen müssen, und ihre Kraft so wie den besten Geschmack verlieren, ehe die Hälfte verzehrt wird.

Das ist nun freilich nicht der Fall bey geschlossenen Tischgesellschaften, die eine gewisse Anzahl von Gliedern, und eine bestimmte Stunde zum Essen haben. Aber hier giebt es nur gar zu oft einen großen Nachtheil. Die mehrere Zahl muß sich nach dem Geschmack einzelner großmögender Gäste rich-

ten. Wenn einer von diesen, die der Wirth vorzüglich zu befriedigen wünscht, den haut gout liebt, so ist alles bis zum Brennen gewürzt.

Und dann giebt es noch etwas recht sehr unangenehmes an mancher Table d'hote. Wer nicht einen von den obersten Plätzen hat, geht nicht selten leer aus: die Schüssel ist ledig, ehe die Reihe ihn trifft. Ich habe in einem bekannten Gasthofe in Amsterdam, wo die Reisenden mit den beständigen Gästen an einem Tische speiseten, gesehen, wie die besten Gerichte den Herrn Batavern blieben und die Fremden das Nachsehen hatten; bis daß ein Franzose an dem untern Ende der Tafel Posten faßte, und die Aufwärter zwang, jede Schüssel bey ihm abzusetzen, da er denn auch das Vergeltungsrecht in voller Maaße gebrauchte, und insonderheit Sorge trug, daß der Salat nicht an die Republikaner kam.

„Alles das ist ganz gut, wahr und richtig,“ spricht ein Hagestolz; „aber deswegen brauche ich eben kein Weib zu nehmen, und mich zum Sklaven zu machen. Ich halte mir eine Haushälterinn, ein Weibsbild, die das weiß, was ein Weibsbild wissen muß, und der ich befehlen kann. Die sogenannten Hausmütter verstehen zuweilen blutwenig von der Haushaltung, und kennen den Germershausen eben so wenig als den Münchhausen. Manche läßt sich an ihrem Tische

sche Komplimenten machen, über den reinen Geschmack und die gesunde Zurichtung ihres Essens; und eigentlich kömmt jeder Lobspruch nur der Köchin zu. Manche Matrone liegt noch in den Federn, oder schlürft noch ihren Kaffee, oder liest noch in einem empfindsamen Roman, wenn schon ein niedliches Kathrinchen, sechstehalb Fuß hoch, mit purpurrothem Arme die Küchenelemente in Bewegung setzt, und Fleisch und Fische recensentenmäßig behandelt. Wie viele von den Zierden des Balls wissen mehr vom Braten und Backen, als von fixer Luft und Vulkans? Auf Redouten und Maskeraden, Komödien und Koncerten, Promenaden und Lustpartheyen am Spieltische und am Nachttische läßt sich nicht viel von der Kochkunst lernen."

In allem diesen hat der Hagestolz freilich Recht. Jedoch es giebt auch viele Mädchen, die deswegen nicht die Pflichten, die ihnen als künftigen Hausmüttern obliegen, ganz hintansetzen, weil sie die unschuldigen Freuden des Lebens mit genießen. Das große Augenmerk junger Schönen bleibt doch immer — zu gefallen. Dazu bedienen sie sich jetzt doch unendlich angenehmerer Mittel als vor 20, 30 Jahren; sie haben einen weit bessern Geschmack; sie putzen sich mit Wahl, sie tragen sich mit Würde, sie reden mit Verstand. Wenn man in den großen Städten an öffentlichen Oertern, die großen blauen Augen, die entzücken-

den

den Taillen, die erhitzenden Gorgen, die bezaubernden Arme, die hinreissenden Stimmen bey hunderten und tausenden sieht und hört, so muß man erstaunen, daß so viele Schönheiten noch nicht verheirathet sind; man weiß nicht was man von den Chapeaux denken soll, die bey so vielen unwiderstehlichen Lockungen lieber einschrumpfen und verdorren, lieber bey dem Bacchus kupferichte Nasen und bey der Venus dünne Waden holen, lieber als Hagestolze kümmerlich leben und elend sterben, als Gesundheit und Glückseligkeit in den Armen eines liebenswürdigen Mädchens suchen.

Daß Leute, die in ehelosem Stande versauert sind, und keinen Funken vom Calido innato mehr im Leibe haben, bey dem Anblick so vieler Huldgöttinnen unbewegt und unentzündet bleiben können, als nasses Schießpulver, das läßt sich begreifen; aber daß junge Männer von 25 Jahren kein Gefühl haben, das ist ein unauflösliches Räthsel. Können die wohl warmes rothes Blut in den Adern haben? Nicht doch, Theewasser, Buttermilch mag es seyn, aber kein Blut.

„Blut, warmes Blut genug, ja nur gar zu viel!“ ruft ein sehnsuchtsvoller Jüngling. „Aber, wer kann denn allemal ein Weib nehmen, wenn feurige Triebe dazu einladen? Man muß doch erst eine anständige Versorgung, ein hinlängliches Auskommen erwarten.“

Ganz

Ganz gewiß. Auf ein Gerathewohl sich mit einer Gattinn und sodann mit einem Haufen Kinder zu beladen, ist unverantwortlich. Nur kömmts darauf an, wie hoch das Auskommen gehen soll? Mancher hat ein Paar hundert Thälerchen jährliches. Das hält er aber für unzulänglich. Damit kann er keine Frau und Kinder ernähren.

Warum denn nicht? Kann man sich nicht einschränken? Hat man keine Hofnung, mit der Zeit eine bessere Beförderung zu erhalten? Wer im Dienst des Landesherrn ist, und seine Sachen versteht und seine Pflicht thut, muß nicht so sehr für die Zukunft sorgen.

Freilich thut er eben keine brillante Parthey, wenn er noch unten an der Ehrentreppe steht. Er kann sich nicht verschwägern und feste Wurzeln schlagen. Er muß sein Weib lediglich um ihrer selbst willen nehmen, und alle sein Gedeihen, seine Festigkeit von sich selbst, nicht von Schwiegervätern erwarten.

Aber um so viel besser, um so viel tausendmal besser! Er ist der Wohlthäter seiner Gattinn, der Schöpfer ihres Glücks; er ist Herr in seinem Hause: Niemand darf ihm seinen Umgang, seine Verbindung, seine Lebensart vorschreiben. Hat er keine Sippschaft von des Weibes Seite, die ihn halten kann; so fällt er auch nicht mit der Sippschaft, wenn sie gestürzt wird. Es giebt Zeitläufte,

läufte, wo es eine gar schöne Sache ist, ganz allein da zu stehen, und seine Aeste nicht in die Wipfel stolzer Nachbaren verflochten zu haben.

Weiter ist es kein jämmerliches Ding, in seinen ersten Ehestandsjahren kein sehr reichliches Auskommen zu haben. Sparsam haushalten ist schwer, wenn man es nicht vom ersten Anfange an treibt. Nachgehends, wenn das Alter herankömmt, thut es so gut, des vermehrten Segens zu genießen, und sich gütlich zu thun.

Welches reine Vergnügen für den wohldenkenden Mann, wenn er der treuen Gattinn, die sich mit wenigem genügen lassen; die dies wenige haushälterisch zu rath gehalten; die auf manche Belustigung, ja auf manche Bequemlichkeit, wo nicht gar Bedürfniß, edelmüthig Verzicht gethan; nun des vermehrten Segens kann geniessen lassen! Wie weislich wird sie nicht mit diesem Mehrern wirthschaften, nachdem sie bey dem Wenigen so treu gewesen ist.

Auch die armen Kinder gewinnen dabey, daß sie in ihrer zarten Jugend den Mangel des Ueberflusses fühlen. Sie werden nicht so leicht verzärtelt; werden nicht an Weichlichkeit gewöhnt; lernen bey Zeiten die edle Kunst sich zu behelfen und manchen eiteln Wunsch zu unterdrücken; lernen sich bey jeder kleinen Gabe dankbar freuen, alles Gute aus der Hand des Allmächtigen als

eine

eine Gnade, nicht als ein Recht, empfahen, und auf ihn allein ihr Vertrauen setzen.

Solche Kinder werden arbeitsam, geduldig, genügsam, redlich, unbestechbar, unerschütterlich. Sie machen einmal den Ruhm und die Stärke des Landes.

Dahingegen wird der Junge, der von der Wiege an gewöhnt worden, alles nach Wunsch und Willen zu haben, keiner Bequemlichkeit zu entbehren, locker zu leben, in der Folge wenigstens unglüklich, wo nicht gar ein Schurke. Wie kann man allemal erwarten, daß der Bube, der schon im langen Röckgen Pasteten aß und Chokolate trank, der im Aufwachsen seine sechs Schüsseln hatte, und seine Spielpartheyen machte, daß der in der Folge im Felde, bey abmattenden Strapazen, schrecklichen Gefahren, mehrtägigem Mangel des Nothwendigen, bey dem Aufruhre seiner Sinne immer seiner Pflicht werde getreu bleiben, Bestechungen verschmähen, jeder Versuchung widerstehen?

Gott verhüte, daß ich dies von allen jungen Leuten verstehen sollte, die als Junker erzogen worden; nur so viel will ich sagen, daß derjenige Kriegsmann und Beamte, der in seiner zarten Jugend an schlecht und rechte Kost gewöhnt worden, in seinem männlichen Alter nie dafür erschrecken, nichts für Leckerbißgen aufopfern, und

also

also nicht so leicht unter der Versuchung seines Gaumens erliegen wird, als derjenige, dem Wohlleben und Schlemmen zu einer andern Natur geworden.

Noch mehr. Der junge Mann, der das Heirathen aufschiebt, weil er noch kein zureichendes Einkommen hat, soll doch mittlerweile leben. Er verzehrt sein Jährliches: und macht noch wohl gar Schulden dazu. Wenn ihm nun ein einträglicheres Amt zufällt, und er itzt die Geliebte heimführen will; so will Abraham, Isaac und Jacob das Seinige haben, Schneider und Schuster, Tischwirth und Weinschenke ebenfalls: und da geht dann so viel fort, daß das Einkommen wieder zu knapp wird. Langes Fasten ist kein Brodsparen, sagt das Sprichwort: und man kann mit gleichem Grunde sagen, langes Junggesellenleben sammelt keinen Brautschatz.

Ueberhaupt ist das, was ein Mann zu leben hat, in unsern Zeiten mehr als jemals relativ. Die Lebensart bestimmt den Wehrt der Einkünfte. Bey einer Frau, die alles mitmachen will, fällt ein Gehalt von Tausend Graden unter 0; bey einer vernünftigen Gattinn bleibt Einnahme und Ausgabe in beständigem Gleichgewicht: die häusliche Glückseligkeit und die eheliche Liebe steht allezeit auf temperirt: sie steigt niemals auf große Hitze, sinkt aber auch nicht leicht auf Frost.

Jedoch

Jedoch ich komme zu Gründen, die eigentlich aus dem Fache des Arztes sind. — So viel als der zögernde Kandidat des Ehestandes zuletzt an vermehrtem Einkommen gewinnen mag; so viel hat er mittlerweile an Jahren und Kräften verlohren. Nun hat er freilich den Tag erlebt, daß er seiner Frau Gemahlin alles geben kann, was die Mode und ihr Stand heischt; allein, nun fehlt es an einem Dinge, das niemals aus der Mode kömmt und dessen kein Stand entbehren kann. Der gute Mann war gar zu bedenklich und gewissenhaft dazu, daß er unter eingeschränkten Umständen Kinder zeugen sollte; und itzt, da die Umstände Kinder leiden und Kinder wünschenswerth machen, muß er sich die Hofnung dazu vergehen lassen. Wie hart ist es nicht, die keuschen Wünsche einer geliebten Gattinn unerfüllt zu sehen; nicht den Trost zu haben vor seinem Ende die Kraft seiner Lenden, den rechten Erben seiner Mittel zu schauen; und von seiner Existenz kein anderes Denkmal zu hinterlassen als etwa ein Altartuch oder ein Epitaphium?

Doch der funfzigjährige Bräutigam kann noch wohl ein Knäblein erzielen, sonder alles Zuthun guter Freunde, gänzlich proprio Marte. Aber was hilft ihm das, wenn er bald nachher den Hintritt aus dieser Zeitlichkeit erwarten muß; wenn er von diesem Sohne scheiden soll, ehe seine Gaben, seine Reize, seine Züge sich entwickelt

 haben,

haben, ehe er ihm das, was mehr als das Leben selbst ist, eine gute Erziehung geben kann. Kinder zu haben, die wohl erzogen sind, von denen wir alles Gute hoffen können, ist ein himmlischer Segen: es sind Pfeile in der Hand eines Starken, sagt die Schrift. In unsern Kindern vervielfältigen wir unser Leben. Aber diese Glückseligkeit zu erlangen, dazu gehört Zeit. Ihre Kultur fordert viele Jahre; und für den funfzigjährigen Vater sind deren nicht viele mehr zu erwarten. Zudem gebricht es ihm an Kräften, die Bildung des Knaben selbst zu übernehmen; wenigstens dazu braucht er fremder Hülfe.

Ganz anders der fünf und zwanzigjährige Ehemann und Vater. Er kann selbst ihren Instruktor, Pädagogen oder Hofmeister vorstellen. Mit dem Feuer des Jünglings zeugte er sie; mit der Kraft des Mannes bildet er sie. Er kann erwarten, sie an den Brautschemel zu führen und Kindeskinder aus der Taufe zu heben. Silberne und goldene Hochzeiten fallen in sein Loos: und eine zahlreiche Enkelschaft drängt sich um seinen Lehnstuhl. Wie wahr ist nicht das alte deutsche Sprichwort: Jung gefreyt, hat keinen gereut?

Wir kommen zurück zu dem Nutzen, den die natürlichen Annehmlichkeiten einer Gattinn haben. Nichts ist nöthiger, als daß der Mann sein

Weib

Weib noch immer liebenswürdig finde, und daß er in ihr das unabläßige Bestreben, ihm zu behagen, jeden Augenblick entdecke. Daher ist es gar nicht rathsam, daß eine Hausfrau allen Putz zur Seite setze, und alle kleinen unschuldigen Hülfsmittel zur Erhöhung ihrer Reize verachte. Es zeigt Gleichgültigkeit oder Sicherheit in Absicht auf sein Herz: beides ist beleidigend; oder es zeigt gar Gemächlichkeit, und das ist nicht viel besser.

Eine angenehme Frau ist allezeit das beste, das behaglichste am Tische des Biedermannes. Keine Schüssel muß aufgetragen werden, die ihn seiner liebsten Freundinn, des Weibes seines Busens, könne vergessen machen. Unglücklich ist er, wenn er das Vergnügen beym Essen in den Gerichten suchen soll; wenn eine steife, gezierte, abgeschmackte Nürnberger Puppe, oder ein feierliches, hohltönendes Gerippe, wie der Geist des Kommandeurs im Festin de Pierre an seiner Seite sitzt.

Noch einmal ist es unläugbar, daß es noch manches edles, würdiges Weib giebt, das den Putz, der es ziert, mit eignen Händen erschafft; das in allen häuslichen Künsten seines Geschlechts geübt ist, und diesen die Stunden wiedmet, die es den Zerstreuungen, die ihr Stand ihm auflegt, entziehen kann. Für manche deutsche Hausfrau ist es noch immer schmeichelnder, mit ihren Fin-

gern etwas nützliches zu wirken, als mit ihren Aeugelein Herzen zu gewinnen.

Möchte doch der unterhaltende Arzt sich versprechen können, daß irgend eine solche ächte Matrone ihn würdig fände, sich seine Blätter bey ihren Geschäften vorlesen zu lassen, und daß sie ihn mit ihrem Beyfall beehrte. Ein einziges beystimmendes Lächeln, ein einziges zwischen den Lippen bleibendes Wohl wahr! wäre ruhmvoller für mich als das hohe Trarara aus einer Recensentenposaune.

Ueberhaupt muß wohl ein jeder Schriftsteller von meinem Fach für das gründliche und gemässigte Urtheil eines Frauenzimmers, das seinen Geschäften obliegt, unendlich mehr Kredit haben, als für das schnatternde Lob eines weiblichen Genies, das den Messias deklamirt und den Lavater liest, indem die Mäuse die Speisekammer plündern und die Mägde die Arbeit versäumen. Bey diesen schönen Geistern in Poschen, so wie bey den empfindsamen Abentheuerinnen, die immer in Gottes freyer Luft herumstreichen und nach Blümelein und Mondschein jagen, indem das wahre weibliche Vergißmeinnicht, die Küche, naschenden Katzen und löffelnden Bedienten überlassen wird, findet man nimmermehr die Richtigkeit in den Grundsätzen, die Ordnung im Denken, die Reife und Unwandelbarkeit im Urtheilen, die man bey dem arbeitsamen und häuslichen deutschen

Mädchen

Mädchen erwarten kann. Diese häuslichen Geschäfte gewöhnen zur Ordnung, zur Ueberlegung, zur Solidität; jene Zerstreuungen hingegen verwirren die Beurtheilungskraft und verderben die Grundsätze. Die wahre Hausfrau denkt mit ihrem eignen Kopfe; aber der schöne Schmetterling hat niemals eigne Gedanken, eigne Vorstellungen. Sie läßt ihren Verstand stimmen als ein Klavier. Was die Empfindler oder die jungen Herrchen ihr vorpfeifen, das pfeift sie nach, wie ein Canarienvogel.

Und was denn nun die Haushälterinnen anbelangt, die so mancher Feind des Ehestandes den angetrauten Weibern vorzieht; so weiß man wohl wie viel Herrlichkeit und Freyheit der Mann hat, der sich mit einer solchen Vicegattinn behilft. Er schmeckt alle Bitterkeiten des Ehestandes, ohne irgend eine von seinen Süßigkeiten zu genießen. Denn die genießt er nun bey gegenseitiger Liebe und Vertraulichkeit; und weder das Eine noch das Andere kann er von einer solchen Person erwarten.

Das Frauenzimmer, das, wenn ich so frey reden darf, die Dienste einer Gattinn thut, und doch der liebsten Rechte einer Gattinn entbehren muß, kann den Mann nicht schätzen und nicht lieben, der so eigennützig liebt. Vergebens ruft er in den feurigsten Umarmungen:

Ha! an diesem Busen hingerissen,
Junge Freudenthränen auszuspäh'n,
Und den Thau der Wollust wegzuküssen,
Weil der Liebe warme Seufzer weh'n,
Und die Seele, aufgelöst, schon freyer,
Höher schwebt, die Erde schon verläßt,
Ist zu viel! —

Sie wird seufzend denken: „wenn du mich so lieb hast, wenn du in meinen Armen so selig bist, warum machst du mich nicht zu deinem Eheweibe? Warum verweigerst du mir das einzige ächte Zeichen redlicher Liebe.“ — Dieser Gedanke verwandelt Feuer in Eis, und läßt das schmerzliche Gefühl von Herabwürdigung und Beschimpfung in ihrer Seele zurück.

Die Ungleichheit des Standes thut auch sehr viel zu diesem Mangel wahrer Liebe. Ein Mädchen kann sich zu einer gewissen Schwachheit überreden, oder vielmehr erkaufen lassen. In dem Taumel der Sinne kann sie die Kluft, die zwischen ihr und dem Buhlen befestigt ist, nicht übersehen; manchmal mag wohl gar der Sieg ihrer Reize ihrer Eitelkeit schmeicheln. Aber bald erwacht sie aus dem Traum. Das Ziel, die Bestimmung aller Weiber, die Ehe, zeigt sich ihr in dem schönsten Glanze, macht sie seufzen und den Mann verwünschen, der diese Aussichten für sie, vielleicht auf immer, vereitelt.

Darum

Darum ist so öfters ein Bedienter, ein lustiger Friseur, ja ein bärtiger Kutscher der begünstigte Nebenbuhler seines Herrn. Darum überließ die Magd des Marquis d'Argens dem Knechte, was sie dem Herrn verweigert hatte. Der Knecht kann sie nehmen, kann sie unter die Haube bringen, kann sie zur Frau machen; das kann aber der gnädige Herr nicht.

Daß eine solche Person dem Hagestolz ihre Ehre aufgeopfert hat, daß sie ihm noch Freyheiten gestattet, wofür sonst der Brautring gegeben wird, den sie aber nicht hoffen kann: das rechnet sie ihm aufs höchste an: das ist ein Verlust, ein Unrecht, wofür sie zu aller möglichen Entschädigung berechtigt zu seyn glaubt. Daher sucht sie die Herrschaft zu erlangen, und ihn in demüthiger Unterwürfigkeit zu erhalten; daher zwickt und plündert sie ihn, wo sie nur zukommen kann. Daher vergiftet sie seine Ruhe und quält ihn mit allen Plagen einer mißvergnügten Ehe. Daher hat sie immer einen Freund, den sie umsonst geniessen läßt, was der andere theuer bezahlen muß. Nicht allein aus Liebe, sondern aus Rache, aus Groll und Haß, als eine Ueberlistete, Betrogene, Verkaufte und Gefangene, wird sie ihrem unrechtmäßigen Besitzer untreu.

So wie die Jahre zunehmen, und die Hofnung einer Befreyung aus diesen schimpflichen Banden eines frohen Ueberganges in den Ehe-

stand verschwindet, wächst ihr Mißvergnügen, ihr Groll: das Laue, das Kalte, wird wieder heiß: es kocht, es schäumt, es brauset von neuem; aber es ist nicht mehr sanftes Liebesfeuer; es ist die Höllenglut der Bosheit und der Rachgier.

Vortreflich sind die traurigen Folgen einer solchen Verbindung im Karl Grandison beschrieben. Doch mancher Leser wird in dem Kreise seiner Bekanntschaften ein ähnliches Beyspiel finden.

Mit vielen andern Gründen könnte ich erweisen, daß der Verheirathete in gesunden Tagen unendlich glücklicher ist als der Unverheirathete. Ich breche aber ab: und betrachte nur noch die unaussprechlichen Vortheile der Ehe in der Zeit der Krankheit.

Einen treueren, wärmer theilnehmenden Freund in guten Tagen als eine rechtschaffene Hausfrau kann kein Mann auf Erden haben. Wenn ihm das Glück unverhoft lächelt; wenn er einen Wunsch erfüllt sieht; so giebt es keinen andern Sterblichen, mit dem er seine Freude so theilen, ja vor dem er sein volles frohes Herz so ausschütten könnte als seine Gattinn. So aufrichtig, als ein gutes Weib, nimmt kein Bruder Theil an seiner Wonne. Nur gar zu oft erweckt er bey dem Busenfreunde ein wenig Miß-

gunst:

gunst: ja das Feuer der Freundschaft lodert nicht immer stärker auf, wenn das Glück nur auf den Einen seine Gaben streuet. Der Unglückliche hat doch noch immer mehr wahre Freunde, als der dem alles nach Wunsch geht. Es fällt der menschlichen Natur immer leichter zu beklagen, als Glück zu wünschen. Wer ein klares Auge hat, wird das bey Großen und Kleinen sehen. Der geübteste Hofmann kann bey der feurigsten Umarmung, und in dem lebhaftesten J'en suis charmé de tout mon cœur, nicht allemal seine inuita Minerva verbergen. Man sehe nur einem Weltmann gerade ins Gesicht, wenn er uns zu einer Beförderung gratulirt; wir werden gewahr werden, daß die Augenbraunen nicht recht in die Höhe wollen; daß immer ein Wölkchen über den freudestrahlenden Augen hangen bleibt. Die Mißgunst zieht sich, wie die Besatzung einer Bergfestung, immer höher, von einer Stirnrunzel hinauf zur andern.

Aber öffnet sich die Seele eines Biederweibes, die Freuden ihres Gatten zu empfahen, seine Geheimnisse zu bewahren, so verschleußt sie sich ihm auch nicht, wenn Leiden ihn drücken, wenn Krankheit ihn danieder wirft. Dann, dann erscheint eheliche Liebe und häusliche Tugend in ihrem höchsten, ihrem himmlischen Glanz. Dann erkennt er in ihr seinen Retter, seinen Schutzengel. Dann segnet er die Stunde die ihm eine

solche geprüfte Freundinn gab, und empfäht dankbar aus ihrer pflegenden Hand Linderung, Gesundheit und Leben, so wie er so oft Trost und Rath aus ihrem holdseligem Munde, und Götterwollust an ihrer vollen, warmen, reinen, treuen Brust empfangen hatte. Dann erkennt er die Glückseligkeit der Ehe, so wie der Seemann, der vor Wind und Strom trieb, den letzten Anker preiset, der sein Schiff hielt.

Dann aber fühlt der Hagestolz erst recht, was es heißt, der Stimme der Natur nicht gehorchet zu haben. Schon in seinen bessern Jahren war er allen Menschen verhaßt, wenigstens von keinem geliebt. Das schöne Geschlecht hatte ihn verachtet; die Satyre hatte ihre Pfeile an ihm verschossen; Oekonomisten und Statistiker hatten ihn als eine Null, als eine Hummel im Staate verschrien, hatten ihn mit einer unbebauten Heide, einem pontinischen Sumpf verglichen. Lachende Erben hatten sich auf seinen Tod gefreuet, wie sich die Küstenbewohner in gewissen Ländern auf eine reichbeladene Galliotte im Sturm freuen, und Gott bitten, daß der Wind sich nicht drehen möge.

Aber am allermeisten leidet er nun wenn er krank und matt liegt, und mit Fieber und anderm Uebel kämpft. Da fehlt ihm, mit allem seinem Mammon, alles; Pflege, Trost und Hülfe. Da liegt er, ungewartet und unbedauert. Da muß er

er sehen, wie man ihn geflissentlich versäumt; wie man ihn mit kaltem Blute ermordet. Da muß er hören, wie man die Tage und Stunden berechnet, die er noch zu leben haben mag; wie man schon im Voraus mit dem Seinigen schaltet; wie man ihn vor seinen Augen bestielt.

Seine Haushälterinn läßt ihn im Stich. Es fehlt ihr an der rechten, an der einzigen Triebfeder zu liebreicher Pflege, an wahrer Zuneigung. Entweder hat er zu ihrem Vortheil ein Testament gemacht; und dann wünscht sie nur von dem alten Knurpott, dem alten Sauertopf, dem wandernden Hospital, befreyet zu werden. Wenn der Arzt die Schultern zieht, und mit dem hippokratischen Antlitz der fehlgeschlagenen Hofnung zu erkennen giebt, daß bald alles vorbey seyn wird, vergeußt sie Freudenthränen und ruft mit der Ergebung eines Leichenbitters: der Wille des Herrn geschehe.

Ist sie nicht so glücklich gewesen, daß er ihr etwas hinlängliches vermacht hat, so läßt sie ihn liegen, und macht so viele Beute, als sie nur kann. Auf diese Weise wird der Kranke zu gleicher Zeit geplündert und ermordet.

Und wenn sie auch so redlich und treu wäre, als eine Gattinn seyn kann; wenn sie auch des Kranken unermüdet pflegte und wartete; so hat es doch nicht die rechte Art. Sie weiß sich nicht

so

so zu helfen; sie kann sich bey hundert kleinen Vorfällen nicht recht benehmen; sie hat keinen Respekt bey den Bedienten; sie kann nicht einen jeden anhalten seine Schuldigkeit zu thun; die Verwandten fahren ihr durch den Sinn, lassen ihr die Veränderung der Umstände fühlen u. s. w.

Zuweilen trift es sich, daß der Kranke rechtschaffene Dienstboten hat, die mit aller Treue und Zärtlichkeit seiner pflegen. Allein, sie haben nicht das Ansehen einer Gattinn; sie dürfen ihm nicht widersprechen, dürfen ihn nicht auf einen gewissen Fuß nehmen, zum Einnehmen u. a. m. zwingen. Eine Ehefrau hingegen kann ihm zureden, kann ihm ein kleines Kollegium lesen, kann Gewalt brauchen, kann ihn fühlen lassen, daß sie jetzt Herr im Hause ist. Und wie nöthig und nützlich zuweilen ein gewisser herrischer Ton zur Wiederherstellung eines Kranken ist, weiß niemand besser als der Arzt selbst.

Man kann nichts rührenderes und erbaulicheres sehen, als eine verständige, zumal noch junge Dame, die ihres Gemals in einer schweren Krankheit wartet. Ich habe mehr als einmal gesehen, wie eine von den Schönsten unter den Schönen, ein edles Weib, das in ihrem jungfräulichen Stande als eine Huldgöttinn angebetet worden, Putz und Prunk vergaß, alle Belustigungen der großen Welt aufopferte, alle Gelegenheiten zu kommen, zu sehen und zu siegen vorbeyrauschen ließ,

ließ, und sich bey einem kranken Gatten in einem dunkeln Zimmer freywilliger Gefangenschaft überließ. Und bey welchem Gatten! Bey einem Manne, den Krankheit und Schmerz verdrüßlich, ungeduldig, unartig, ja gar ekelicht und unleidlich gemacht hatte.

Da saß ein solches Muster weiblicher Schönheit und Vollkommenheit in einem dünnen seidenen Mantel gehüllt; das lange dicke Kastanienbraune Haar spielte in kunstlosen Locken um den Alabasterhals; die großen Augen von der Angst ihrer edeln Seele trübe, waren auf den schlummernden Kranken geheftet; und die schneeweiße Hand scheuchte die Fliegen von dem todtenblassen Antlitze.

Mit der Ungeduld, womit sie in der sorgenfreyen Jugend die Stunde ihres ersten Balls erwartet hatte, zählte sie nun die Minuten, bis das Heil, der Arzt, kam. Wenn der Zeiger lehrte, daß der Kranke eine Arztney einnehmen mußte, bot sie ihm dieselbe mit aller Majestät der Hygäa selbst. Wollte er den ekelichten Trank nicht nehmen, so flossen schmelzende Bitten in melodischen Tönen aus ihrem Munde: sie drückte so manchen liebevollen Kuß auf die brennenden Lippen, auf die matte Hand, bis daß er sich überreden ließ. Oder sie hielt ihm eine kleine Gardinenpredigt, wiewohl immer in der sanften Sprache der Liebe; sie murrte, aber wie eine Taube, und

sie

sie drohete, aber wie ein Schutzengel. Sein Getränk bereitete sie selbst; und wenn er trinken sollte, so streckte sie den weissen Arm aus, umfaßte seine Schultern, und hob ihn, und labete ihn, und legte ihn sanft wieder auf sein Küssen. Sie trocknete den Schweiß von seiner Stirn, und half selbst sein Bett machen. Immer hatte sie trockne und warme Wäsche bey der Hand, und sogar Aderlaßbinden und Polster legte sie zurechte.

Die ganze lebenslange Nacht wachte sie bey ihm. Vergebens bat Gemal und Arzt, ihrer Gesundheit zu schonen, sich nicht der Nachtruhe zu berauben. Nein, so zart und bleich als eine Venus von Gyps saß sie im Lehnstuhl und fror. Endlich wenn das Rollen der Kutschen schon aufhörte, wenn der bescheidene Nachtwächter schon seinen schnarrenden Gesang zurückhielt, um nicht den Pilz in seinem wichtigsten Geschäfte, in der Verdauung zu stören, warf sie sich auf ein Bett, um zu versuchen, ob wohl ein mitleidiger Schlummer ihre feuchten Augenlieder besuchen würde, indem der Kranke selbst etwas stille ist. Aber bald ward sie von dem gräßlichsten Duett aufgeweckt. Die Wachfrau hatte sich nun aufs Kanapee hingepackt, hatte den Kranken Gott empfohlen und sich dem Schlafe in die Arme geworfen. Johann im andern Zimmer hatte auch dem Triebe zu ruhen nicht widerstehen können: lange hatte er mit entzückenden Vorstellungen von Quaternen und Heirathen

rathen seine Seele in Bewegung gehalten; endlich aber war sie in einem See von wachen Träumen untergegangen; und nun saß er da und blies den Odem aus, als wenn der Wind durch einen Schornstein heult, da zu gleicher Zeit das schnarchende Weib auf dem gepolsterten Kanapee wie ein Rohrdommel ihn akkompagnirte.

Mit Schrecken erwachte dann die bekümmerte Hausfrau, machte dem Getöse ein Ende, schlich sich auf den Zähen an das Bett, und fand den Kranken im Begriff aufzukommen und seinen schlafenden Hütern zu entwischen. Wohl ihr, daß sie selbst in der Nähe geblieben! Und wohl ihm, daß er ein solches Weib hatte!

Aber es ist auch nur ein solches Weib, das den Gatten mit unzerbrechlichen Ketten fesseln kann, und die die Worte Drydens wahr macht:

When fix'd to one, Love safe at anchor rides,
And dares the fury of the wind and tides.
But losing once that hold, to the wide Ocean born,
He drives at will to every wafe or scorn.

Die wahre Ursache zu den häufigen Infidelitäten glücklich gepriesener Ehemänner liegt leider größtentheils in dem schönen Geschlecht selbst. Die meisten von diesen Zauberinnen haben nur die Macht zu gewinnen; die Kunst die Eroberung zu sichern, das Gewonnene zu behalten, besitzen sie so selten!

Der

Der Schmetterling würde nicht von der einen Blume zur andern flattern, wenn er bey der ersten nicht den Nektar bald erschöpfte: und der Honigmonat der Ehe könnte lebenslang dauern, wenn die Biene klug und arbeitsam genug wäre.

Das große Geheimniß besteht darinn, sich dem Gatten eben so schätzbar als liebenswürdig zu zeigen; durch eine verständige Zärtlichkeit seine Liebe, und durch ein vernünftiges Betragen seine Hochachtung zu unterhalten; den Herrn und Meister nicht aus den Banden des Anbeters zu lassen; jeden Tag das Feuer der ersten Liebe wieder anzufachen, einschlummernde Triebe zu erwecken, sie durch kluges Weigern zu verstärken.

Kein Mann würde seine Ketten zerbrechen, sondern sie küssen und sein Rosenjoch preisen, würde nie seine Gesundheit, seine Ruhe, seinen Ruf in Gefahr setzen, wenn er eine solche Felime zu Hause hätte, als eines La Harpe Meisterhand geschildert hat: ein Weib

Aux minois agaçans,
Au doux sourire, aux regards caressans;
Dont le tour fin, dont le piquant ensemble,
En variant les graces qu'il rassemble,
Peint la gaité, le folatre plaisir,
L'amour enfant, le talent de jouir;
De qui l'humeur à la fois tendre & folle,
D'un rien vous charme & d'un rien vous desole,

Trompe

Trompe l'éſpoir et nourrit le déſir,
Montre l'inſtant, ſans le laiſſer ſaiſir,
Boude & careſſe, avec tranſport ſe livre
A tous les jeux dont un amant ſ'enivre,
Et quand il croit les avoir goutés tous,
Promet encore un lendemain plus doux.

Ist Frikassee gesund?

Allerdings ist eine Frikassee ein gutes Ding. Sie ist eine von den Küchenerfindungen, die einer guten Hausmutter sehr zu statten kommen. Sie kostet nicht viel Zeit und Mühe; ist also ein bequemes Gericht für unvermuthete Gäste. Es gehört auch nicht sehr viel dazu, wenigstens nicht das Leckerste und Beste. Die Ueberbleibsel von einer Mahlzeit können zur Noth dazu dienen. Besonders zu einem warmen Abendgericht mag es sehr gut seyn.

Aber was die Zuträglichkeit dieser Speise für die Gesundheit anbetrifft, so ist die sehr verdächtig. Leute, die sich vollkommen wohl befinden, und einen guten starken Magen haben, werden auch mit einer Frikassee zu rechte kommen. Siechlinge und Schwächlinge hingegen, hysterische, hypochondrische Personen, Kandidaten der Gicht oder solche, bey denen die Gicht noch zu viel im Leibe herumirret, und zuweilen noch im Magen steckt, überhaupt diejenigen, deren erste Wege und Verdauungswerkzeuge geschwächt, und die daher saurem Aufstoßen, Blähungen und Drücken des Magens, Koliken u. s. w. unterworfen sind, werden den Genuß einer Frikassee, zumal des Abends, nicht so ganz ungestraft ertragen. Und dies nicht sowohl des Fleisches, als der Sauce wegen, als welche gerne wegen des vielen Pflanzhaften und

des Citronensaftes u. d. gl. säuerlicher Natur ist. Inzwischen ist das zarte Fleisch, was dazu genommen wird, zumal Kalb- und Lammfleisch, ebenfalls weit weniger leicht zu verdauen, als Wild und Rindfleisch.

Von christlichen Menschenfressern.

Daß die Wilden in Amerika und vielleicht in mehrern Welttheilen ihre Kriegsgefangenen verzehren, und daß in der Belagerung Jerusalems, auch anderswo in großer Hungersnoth, der eine Mensch den andern abgeschlachtet und gefressen hat, ist bekannt. Aber daß in aufgeklärten christlichen Ländern solche Greuel statt finden können, das erregt eben so viel Erstaunen als Grausen und Abscheu. Von Frankreich und einigen andern Ländern liest man zuweilen dergleichen gräßliche Geschichten in den Zeitungen; jedoch eines Theils ist das Franzosenvolk in den untersten Klassen freilich noch sehr wild: und anderer Seits bleibt noch immer viel Zweifel an der Glaubwürdigkeit dieser schrecklichen Begebenheiten übrig: denn man weiß wohl, wozu ein armer Zeitungsschreiber in Ermangelung eines Bessern greifen muß.

Aber was soll man sagen, wenn ein solcher entsetzlicher Fall in dem Herzen Deutschlands sich

 zuträgt;

zuträgt; wenn nicht etwan im Bayerlande, sondern im Sachsenlande, wo man am meisten von Menschlichkeit und Menschenliebe, von Duldung und Aufklärung, von edeln Gefühlen und Empfindsamkeit hört, der eine Mensch von dem andern ist buchstäblich aufgefressen worden? Und das ist leider geschehen!

Zu Gotha ward im Jahr 1772 Georg Nikolaus Goldschmiedt, ein Kuhhirte hingerichtet, weil er Menschen ermordet und verzehrt hatte. Dieses Scheusal hatte eine so unnatürliche Frevelthat nicht in wallachischer Wuth, auch nicht in ugolinischer Noth begangen; sondern mit vollem Verstande, mit Fleiß und Vorbedacht, und ohne den Drang, der Eisen bricht und die Stimme der Natur selbst erstickt.

Er stahl ein armes Mädchen, schlachtete es und kochte es am allgemeinen Fast- und Bettage, that sich auch mit dem ersten Gerichte unter dem Gottesdienste recht zu Gute.

Eine Zeitlang vorher hatte er einen reisenden Handwerksburschen umgebracht, und sowohl seinen Hund als sich damit regalirt. Den letztern hatte er nachgehends geschlachtet und zugerichtet, und ein recht otahitisches Leckerbischen daran gefunden.

Abscheulich ist diese Geschichte; aber sie ist wahr. Das Hannöversche Magazin, woraus ich

ich sie zum Behuf meiner Betrachtungen borge, beruft sich auf die gerichtlichen Akten.

Der Unmensch soll übrigens keinen schlimmen Karakter gehabt, sondern von guten Grundsätzen, wiewohl in der rohen Manier, die man von den Meliböen unserer Tage erwarten muß, mehrere Spuren gezeigt haben. Insbesondere hat er gegen fremde Kinder sehr liebreich und zärtlich gethan, hat sie ganze Tage bey sich gehabt, sie auf den Armen getragen, und seinem eignen Munde das Brod entzogen, um sie zu füttern.

Seine Abscheulichkeiten können nicht der Religion angerechnet werden. Denn man findet keinen Zug von Schwärmerey in seiner Geschichte: und man mag nun von dem Aberglauben und der Täuschung des Christenthums so viel Böses herleiten, als man will, Königsmord und Vatermord und so fort an; so kann man doch nicht behaupten, daß irgend ein Lehrer desselben den Glauben gepredigt, daß man seine Feinde fressen dürfe. Nicht einmal der allererhitzteste, blutdürstigste Dominikaner hat je das Signal dazu gegeben. Die heilige Hermandad läßt wohl braten, aber nicht anrichten. Keine Kirche, keine Sekte, kein Mönchsorden gebeut oder gestattet diesen Greuel: alle verdammen ihn.

Jenes Ungeheuer hat also seine teuflischen Mahlzeiten keinem Heiligen zu Ehren, keinem Pfaffen

zu Gefallen halten können. Wem hat er denn gefolgt? Der hohen und heiligen Natur.

Die Stimme, die unsere Weisen ietzt allen andern Stimmen vorziehen, auf die ein jeder Narr ietzund harrt und horcht *); die Stimme der Natur

*) Man erzählt eine Anekdote von dem gewiß sehr launichten Freyherrn von —, die sich ein und anderer junger Mann, der immer die Natur belauschen und ihre Stimme verdolmetschen will, merken kann. Der Dichter war in einer gewissen Versammlung zugegen, wo einem vornehmen Gelehrten von einem armen Teufel eine Abbitte geschehen sollte. Der Mann, der im Begriff war, seinem gekränkten Stolze dies Opfer zu bringen, hieß mit seinem Taufnamen —, wir wollen setzen er hieß Velten. Jener sah mit Verdruß, daß Velten so wenig philosophisch dachte, und eine Rolle spielen wollte, die eines Stauzius würdig war. Er zog daher mittelst vieler Scherze die Gesellschaft, die noch immer den Sünder erwartete, in einen Kreis um sich, und wie Velten da nun so stund und in Erwartung des Büßern mit den trocknen Einfällen des Freyherrn vorlieb nahm, brachte dieser allerley Histörchen von Dorfpfarrern auf die Bahn, zuletzt folgende. Es war einmal ein Dorfprediger, den man nur den Magister Velten nannte, ein gar eingebildeter

tur hat ihn zum Menschenfresser gemacht. Sie hat zu ihm gesagt: „Erhalte dein Leben, womit du kannst. Schmecke und geneuß, was dir behagt. Fühlst du einen Trieb Menschenfleisch zu essen, so iß. Denn jeder Trieb ist mein Gebot. Folge diesen Geboten, und sey glücklich, so lange das Vorurtheil der bethörten Christenheit dich nicht stört.“

Ja, der eine Mensch würde nicht mehr vor dem Zahn des andern sicher seyn; die unnatürlichsten, abscheulichsten Scenen würden wir erle-

deter Mann, der sich von eben so großer Wichtigkeit dünkte als Moses, und daher vermeinte, der liebe Gott könne ihm eben sowohl erscheinen als jenem. Er ging daher alle Abend in der Dämmerung in einen Busch, um die Erscheinung zu erwarten. Sein Küster hatte Mitleiden mit ihm. Er versteckte sich eines Abends in dem Busch: und als der Pfarrer kam, rief er mit hoher Stimme: Velten! — Der Prediger antwortete in heftiger Bewegung: Rede Herr, dein Knecht hört. — Velten, sprach die Stimme, du bist ein Narr. Was bildest du dir ein? Laß die Fratzen fahren. Thue deine Pflichten. Nun hast du genug gehört. Geh heim und leg dich schlafen. — Der andere Velten machte die Nutzanwendung, gab eine plötzliche Unpäßlichkeit vor, und fuhr zu Hause

ben, wenn die sogenannte Vernunft damit fertig werden könnte, den alten Glauben ganz zu verjagen, und, wie der Dichter sagt:

Leave all mankind as unconfin'd as beasts
Allowing them to gratify each lust,
As freely as they drink when they desire.

Wenn nur erst die Großen und deren Affe, der Mittelstand, recht damit in Gang kommen, sich ihre Pflichten und ihre Glückseligkeit herzuraisonniren, und das Christenthum verächtlich zu machen; so wird der gemeine Mann endlich auch von dem Geist des Unglaubens und der Klügeley angesteckt werden: und so werden eben so viele, eben so unnatürliche Greuel statt finden, als je der Misbrauch der Volkstäuschung, wie man den alten Glauben zu nennen beliebt, mag veranlaßt haben. Alles was Popen in Siebenbürgen von dem Aberglauben und der Rachsucht einer verblendeten Rotte erhalten haben, das und noch mehr wird der Mißbrauch der Vernunft bewirken. Der Pöbel ist von Natur mehr Raisonneur als irgend ein Jean Jaques. Er lernt gar bald die Kunst blutige Sophismen zu machen! Wenn der Bauer auch erst anfängt, sich selbst ein kleines Religionssystem zu machen; so wird er bald zu sehen glauben und nach seiner Art in barbara demonstriren, daß die Ungleichheit der Stände Gott und der Natur ein

Greuel

Greuel ist, und daß gebratene Edelleute *) dem Himmel einen Wohlgeruch geben.

Kein Rousseau würde mit seiner verführerischen und hinreissenden Beredsamkeit dem armen unter dem Druck der Tyranney seufzenden Leibeignen begreiflich machen, das Wohl des Ganzen fordere, Natur und Vernunft beföhle, er müsse Schatzungen, Steuern, Accisen und Zehenten entrichten; müsse Frohndienste thun; müsse sich zum Soldaten einschreiben lassen, sich exerciren lassen, auch wohl mit zu Felde gehen; müsse seine Erndte von dem Wilde fressen oder von den Pferden und Hunden seines Nabobs zertreten sehen; müsse sich von Einquartierungen drillen, und von Verwaltern und Voigten zwicken und plagen lassen; und, was das ärgste von allem ist, müsse sich von einem Hofe, den er mit saurer Mühe in guten Stand gesetzt, zur Belohnung seines Fleißes auf einen verfallenen Hof versetzen lassen; müsse immer einen Andern die Früchte seines Schweißes genießen sehen; müsse ewig arbeiten, sich abmatten, sich zerreißen, ohne jemals den Schein einer Möglichkeit von Freyheit und Eigenthum von den ersten Rechten der Menschheit zu sehen. Keine Philosophey kann den Unglücklichen überreden, das alles mit

*) Diesen Ausdruck habe ich schon in der dänischen Gesundheitszeitung bey diesem Anlaß gebraucht: und leider hat der schreckliche Aufruhr in Siebenbürgen ihn buchstäblich wahrgemacht.

Gedult zu leiden. Keine Vernünfteley kann ein so widerstrebendes Sic vos non vobis beschmücken.

Wie geht es denn aber zu, daß ganze Millionen in diesem Elende leben, ohne aufrührisch zu werden, ja ohne laut zu murren? Wer tröstet und befriedigt, wer ermuntert und erfreuet diese Schaaren von Unglückseligen? Niemand anders als gute einfältige Dorfgeistliche. Und womit thun diese verachteten Leutchen, diese demüthigen Knechte der mächtigern Pfaffenlist solche Wunder? Mit einigen Sprüchlein aus der alten verjährten Chronike, der alten abgeschmackten Sammlung von Mährchen, der finstern Quelle so manches den Menschenverstand entehrenden Vorurtheils, aus der Bibel.

Höchstvortreflich hat der selige Abt diesen so wichtigen Nutzen des Lehramts auf dem Lande gezeigt. Brauche ich wohl meinen Lesern zu sagen, wo? Kläglich, wenn Jemand es nicht gelesen hätte! Kläglicher, wenn Jemand es nicht beherzigen wollte!

Ja, ihr Weisen, die ihr auf seidenen Polstern liegt und allgemeine Aufklärungsmittel träumt, wißt oder bedenkt ihr wohl, wie viel ihr jenen unphilosophischen und verhönten Bauerbonzen zu danken habt? Wo wäret ihr, wenn diese Pfaffen, auf die ihr mit Unwillen herab sehet, nicht den großen Haufen dafür bewahrten, daß er nicht anfängt zu denken, als ihr; daß er nicht auch Lust

bekömmt,

bekömmt, sich einen neuen Glauben zu ersinnen, sich hin und her zu raisonniren, und sich an allen den Tagedieben, den Wollüstlingen, den Tyrannen, die er mit seinem Schweiß und Blut füttern, und deren Muthwillen er zum Spielwerk dienen muß, in wohlverdientem vollem Maaße rächen? Dürft ihr wähnen, der gemeine Mann werde, wenn er einmal angefangen selbst zu raisonniren, selbst zu vernünfteln, noch euch dulden, noch von euch Gesetze annehmen?

Wenn der Pöbel erst anfangen sollte, die Furcht vor Gott, das Zutrauen zu ihm, die freudige Hofnung einer belohnenden Ewigkeit zu verlieren, und sich auch von dem Licht seiner Vernunft leiten lassen zu wollen; so würde er Dinge thun, woran er iezt entweder gar nicht oder mit Schauder denkt. Er würde Menschen morden, auch wohl Menschen fressen.

Und wird es erst einmal bekannt, daß Menschenfleisch sich essen läßt, daß es gut schmeckt; so könnte es wohl dazu kommen, daß der gemeine Mann nicht einmal das Aeusserste in einer Hungersnoth erwartete, ehe er die Unmenschen briete und verzehrte, die er mit seinem Mark hat mästen müssen. Dann würde mancher eingebildete Philosoph, zum Dank für seine Bemühungen, zur Tilgung der Vorurtheile und zur Befreyung der Menschheit vom Joch des Christenthums, sich müssen braten lassen.

Wie werden diese Herren Afterweisen mich anschnarchen, wie werden sie meine Schrift als allem Forsch- und Duldungsgeist, allem guten Ton zuwider verächtlich machen!

Mögen sie doch! Es wird immer Leser geben, die mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wenigstens habe ich den Trost, den viele von meinen Tadlern nicht haben werden, — aus der Fülle des Herzens und aus der innigsten Ueberzeugung geschrieben zu haben.

Dient

Dient Aftermilch, sonst Mandelmilch genannt, in fieberhaften Krankheiten?

In keinem Stücke verrathen die mehresten Aerzte so viele Inconsequence, als in der Anordnung der Diät in Verhältniß gegen die vorgeschriebenen Arztneyen bey Kranken. Wie öfters werden nicht säuerliche Getränke verstattet, wo der Kermes oder der Goldschwefel des Spießglanzes als Arztney ist verordnet worden? Wie strenge untersagt nicht mancher Praktikus den Kaffee und den Wein, wenn er das Blut mit feurigen Essenzen erhitzt? „Mein Gott! Kaffee! Wein! dergleichen Dinge erfüllen den Körper mit Reiz und Schärfe!“ So spricht er, und hat eben die schärfsten reizendsten Siebensachen verschrieben. Unerschöpflich ist diese Quelle medicinischer Satyre; diesmal aber will ich nur die Emulsionen, die erkünstelte Milch, die Aftermilch, die so vielen Kranken, allen Grundsätzen und aller gesunden Beobachtung zuwider, verschrieben wird, betrachten.

Milch, auch die leichteste, erlaubt der vernünftige Arzt nicht leicht in Fieber und Aufwallungen des Bluts.

Erstlich weil sie in der so sehr vermehrten Wärme des Magens stark gerinnt, und einen Käse gibt, der auch in der geringsten Menge die ersten Wege beschwert, ein sogenanntes Verdauungsfie-

ber erregt, die Wirkung der Arztneyen hindert, und die Leibesöffnung noch mehr in Unordnung bringt.

Zweytens, weil sie zu viel nähren und das Geblüt, dessen Ueberfluß man auf alle mögliche Art zu vermindern sucht, vermehren würde, wenn sie wirklich ohne jene Gerinnung in die zweyten Wege überginge.

Einen dritten Bewegungsgrund, die Milch bey fiebernden Kranken zu verbieten, ihre thierische Natur, machen nur unwissende Aerzte geltend: denn dieser thierische Saft hat noch immer die pflanzhafte Natur der Gewächse, womit das Thier gefüttert worden. Sogar in Lappland, wo die Kuh Fischgräten fressen muß, wird ihre Milch sauer.

Aber ein vierter Grund läßt sich besser hören. Milch ist kein recht erquickendes und löschendes Getränk für den, der Hitze und Durst hat.

Der fünfte ist noch stärker, gilt aber nur bedingungsweise. Ein unreiner Stoff im Magen wird dadurch nicht gebessert, sondern vielmehr verschlimmert.

Noch können wir dazu rechnen, daß die Milch viel Sorgfalt erfordere, damit sie gut sey, nicht zu lange stehe, nicht sauer werde u. s. w.

Freilich

Freilich giebt man in gewissen mit Fieber verknüpften Brustkrankheiten und überhaupt vielen fiebernden Kindern Milch: und in jenen will man vielen Nutzen davon bemerkt haben.

Aber erstlich kömmt es hier viel auf den Magen an, ob der noch der Verdauung der Milch gewachsen, oder gar lange daran gewöhnt ist. Denn das macht einen gewaltigen Unterschied. Dem Magen des Bauern und des Säuglings ist der Genuß und die Bearbeitung der Milch schon zur andern Natur geworden; mit den Leuten von der großen Welt, (wie man sich sehr uneigentlich auszudrücken beliebt,) mit Personen, die in Städten wohnen, und mit jungen Leuten, die schon an einen Mischmasch von Nahrungsmitteln gewöhnt worden, verhält sich die Sache ganz anders.

Und dann thut auch die Abrahmung und Verdünnung der Milch, die ein Kranker nehmen soll, sehr viel zu ihrer mindern Gerinnung und Unverdaulichkeit. Dem Schwindsüchtigen verstattet man nur die leichteste, die man haben kann: und der Amme giebt man keine Speisen und Getränke, die ihre Milch reich an Käse und Oel machen könnten.

Ueberhaupt also ist die thierische Milch in Fiebern und Wallungen ein sehr zweydeutiges Nahrungsmittel, das nur unter gewissen Bedingungen und in einer sorgfältig bestimmten Beschaffenheit

erlaubt

erlaubt werden muß, wenn es dem Kranken nicht Beschwerden, oder gar Gefahr zuziehen soll.

Was kann denn die Aerzte bewogen haben, den Arzneymitteln in einer fieberhaften Krankheit die Gestalt einer Milch zu geben? Ja, was noch hundertmal wunderlicher ist, in den Fällen, wo sie selbst die beste natürliche Milch entweder gar nicht oder doch nur sehr sparsam erlauben, eine erkünstelte, durch Gewalt und Gemengsel erzwungene, alle Fehler der natürlichen im höchsten Grade besitzende Milch zu großen Gaben zu verschreiben?

Wie wird eine solche Aftermilch oder Emulsion bereitet? Lediglich durch die Kunst, ohne alles Zuthun, wider allen Willen der Natur. Sobald die Arbeit der Kunst der Vereinigung, die sie bewirkt hatte, entzogen wird, hebt die Natur diese auf, macht das Gemisch eben so ekelicht, als es dem Anschein nach erträglich ja angenehm gewesen war, und rächt also ihre Meisterhand an der pfuschenden Kunst.

Milch machen, widersinnige Bestandtheile, Wasser und Oel verbinden, daß sie lange keine Spur der angebohrnen Feindschaft äußern; Erde in Wasser schmelzen, alles das kann nur die Natur. Was in ihrer Chemie Auflösung ist, das ist in der Kunst nur Mischung.

Mit einem hölzernen Quos ego, mit Stoßen und Quetschen, mit Reiben und Rühren, treibt

der

der Apotheker das Oel aus den Mandelkernen oder den fettigen Samen, und zwingt es, sich mit dem Wasser zu vereinigen und eine Milch zu bilden.

So sieht man zuweilen ein Männlein und ein Weiblein ohne Liebe, voller Haß durch das gewaltige Misce der Obrigkeit in ein Ehepaar zusammengerüttelt. Aber kaum wird die naturwidrige Mischung in Ruhe gelassen, ehe die erzwungene Affinität wegfällt, und das eine sich von dem andern trennt, um sich nie wieder zu vereinigen.

Auch die Aftermilch steht nur eine kurze Frist, und merkt nur, daß der Stämpfel nicht mehr da ist, oder daß sie gar der lieben Sonne Licht und Glanz, oder der milden Wärme einer dunstreichen Krankenstube ausgesetzt ist, so scheidet sich das Wasser von der Tiefe. Das Mandelöl zieht sich zusammen und schwimmt oben, als ein schweflichtes Eyland, das ein Erdbeben aus dem Schooße des Meers sublimirt hat.

Und wenn dies auch nicht im Glase vor den Augen des Arztes geschieht; so geschieht es doch gewiß im Magen des Kranken. Da fehlt es nicht an Wärme um diese Aftermilch zum Gerinnen zu bringen. Da muß das Oelichte von dem Wässerichten getrennt werden, muß sich sammlen, muß ranzicht werden, muß den Magen beschwe-

ren und verunreinigen, muß die Arztneyen in gehöriger Wirkung hindern u. s. w. oder es ist gar keine Wahrheit mehr in der Arztneywissenschaft.

Wenn dieser Fehler, diese Verwandlung in Quark und Schlamm, bey einer jeden Aftermilch statt finden kann, auch bey der, die nach den wahren Vorschriften der Kunst so dünne als möglich, und ohne Zuthun der Wärme ist bereitet worden; wie viel mehr muß sie nicht bey der gar zu gewöhnlichen dicken, rahmähnlichen unvermeidlich seyn?

Denn das gehört mit zu dem Argen, worin die praktische Arzneiwissenschaft bey aller Aufklärung noch immer liegt, daß die meiste Zeit zu den Emulsionen eine ungeheure Menge von Mandelkernen oder Samen verschrieben wird, so daß sie, wenn der Apotheker nicht mehr Verstand hat als der Arzt, die Konsistenz eines dicken Oels bekommen müssen.

Das ist denn der schöne erquickende Labetrank! Das ist das wolthätige Kühlungs- und Verdünnungsmittel! Das ist das angenehme Vehikulum unangenehmer Arztneyen, des Salpeters, des Kampfers und anderer mehr!

Und wer diesen Rahm, diese Schlampampe verschrieben hat, und den Kranken ganze, halbe und ganze Theetassen davon verschlucken läßt, verbeut gemeiniglich dabey die natürliche Milch

im

im Thee als wenn es Terpentinöl wäre! Risum teneatis!

Was lehrt die Erfahrung? Daß dies erzwungene Gemengsel dem Magen oft zur Last gereicht, Uebelkeiten, Halsbrennen und Aufstoßen, Blähungen und Bauchgrimmen erregt, bis daß ein Erbrechen oder ein Durchfall, den Kranken von dieser mit Fleiß bewirkten Saburra medicinalis befreyet.

Dies ist zumal der Fall, wenn ohnehin schon ein gallichter oder ein anderer unreiner Stoff in den ersten Wegen steckt. Aber dann wird alles auf diese Unreinigkeit geschoben: die Mandelmilch muß niemals Schuld haben.

Die Säuren in Arztneyen oder Nahrungsmitteln werden auch nicht allemal von denen, die Emulsionen verschreiben, sorgfältig genug verboten, und also tragen sie noch desto mehr dazu bey, daß die Aftermilch gerinne und jene häßliche Rollen spiele.

Ich habe vorhin selbst Emulsionen verordnet; ich bin aber davon zurückgekommen, und lasse mir izt mehr als jemals angelegen seyn, die flüssigen Arztneyen so klar und dünne zu machen als möglich.

Vergebens ist das Künsteln an dem Geschmack einer Arztney. Alles Mandelsüße und Zuckersüße u. s. w. tilgt niemals den bittern, herben, scharfen oder salzichten Geschmack, sondern macht ihn in vielen Fällen nur noch ekelichter; giebt zugleich dem Mittel mehr Konsistenz, die denn immer unbehaglich ist; macht es mehr geneigt zum Gähren; erhöht auch den Preis ohne wahren Erfolg.

In allem bisher wider den Gebrauch der Aftermilch gesagten, wird doch wohl ein und anderer Leser Grund genug finden, die Zuträglichkeit dieser Gestalt einer Arztney in Zweifel zu ziehen, und vielleicht auch ein und anderer junger Arzt sich ein wenig bedenken, ehe er eine Emulsion verordnet.

So viel wird er wenigstens vermeiden, daß sie nicht zu dick und ölicht, sondern nur aus den bekannten kühlenden Samen, (wovon auch nur eine Art genug ist,) mit kaltem Wasser bereitet, in keiner großen Quantität verschrieben, nicht mit Syrupen versüßt, nicht mit unauflöslichen Pulvern beladen, noch weniger, aller gesunden Vernunft zum Spott, mit leicht sauer werdenden Sachen vermischt, auch nicht mit Goldschwefel oder Mineralkermes zu gleicher Zeit gebraucht werde.

Das

Das ist mein groſser Entzweck bey dieser Beleuchtung der Aftermilch, so wie bey meinen übrigen scharfen Beurtheilungen medicinischer Moden. Ich wünsche nur meine Berufsgenossen dahin zu bringen, daß sie das was sie thun nicht bloß par un esprit moutonnier, darum weil Andere es auch so machen, sondern aus Ueberzeugung thun, daß sie erst prüfen und dann behalten was behaltens wehrt ist.

Die wahre Sparsamkeit in Verordnung der Arztneyen.

Eine Pflicht und eine Ehre ist es dem praktischen Arzte, da wo es nöthig ist, nemlich wo der Staat oder ein Unbemittelter die Arztneyen bezahlen soll, wenige Kosten zu verursachen.

Pflicht ist es ihm, für den Staat und das Publikum überhaupt haushälterisch zu Werke zu gehen: und eine Ehre ist es mit Wenigen das thun zu können, was Andere mit Vielem ausrichten; auch in diesem wesentlichen Theile der Ausübung seines Berufs das Wohl des gemeinen Wesens vor Augen zu haben.

Eine elende und verkehrte Art diese Sparsamkeit an den Tag zu legen, die aber von Kurzsichtigen sehr gelobt wird, besteht darin, daß man die schlechtern Arten von Arztneymitteln verschreibt und die kostbaren, die Fieberrinde, den Bisam und andere dergleichen mehr, mit aller Achtung für ihre größere Kraft und Tugend deswegen weil sie theuer sind, wegläßt, auch wohl gar keine Mittel in flüssiger Gestalt, keine Mixturen mit abgezogenen Wassern verordnet.

Dadurch gewinnt man wenig. Denn die schlechteren Sachen kosten freilich nicht so viel, thun aber auch nicht so vielen Nutzen, zwingen das Uebel nicht bald genug, lassen es Zeit gewinnen,

nen, und geben dadurch entweder Anlaß zu mehrerm Mediciniren, oder bringen den Kranken um seine Gesundheit, um sein Leben, den Staat um einen Bürger u. s. w.

Dies geschieht zum Beyspiel so öfters in Nervenfiebern, wo die Rinde fein haushälterisch gegeben, und der Bisam entweder gar nicht oder in Pygmäendöschen gereicht wird. Was ist die Folge von dieser übelverstandenen Sparsamkeit? Entweder die Krankheit zieht sich in die Länge und kostet also an den vielen schlechten Arztneyen eben so viel, ja mehr, als sie an den wenigeren guten würde gekostet haben; oder der Tod kömmt und macht dem Quackeln und Oekonomisiren ein Ende: und dann kostet der Mensch den das Land, der Soldat den der König verliert, die Versorgung der Wittwe und Waisen, wenigstens das Begräbniß auch eben so viel, ja mehr, unendlich mehr, als die gesparten Rettungsmittel würden gekostet haben.

Von dem Gewissen wollen wir nicht sagen: denn das ist nun ein für allemal von den Augendienern und Schalksknechten in der Plusmacherey ganz für obsolet erklärt worden.

Was das Sparen durch eine wohlfeilere Gestalt der Arztneyen, z. E. in lauter Pulvern, anbelangt, so ist da auch wenig gewonnen, weil sie alsdenn nicht so gewiß eingenommen werden.

Aller-

Allerdings soll es dem Arzt niemals gleichviel seyn, was ein Arztneymittel koste, wenn er nur sonst damit zufrieden ist. Er muß immer auf den Fingern wissen, welches von den gleichkräftigen das theurere oder das wohlfeilere ist.

Er soll bey gleichem Grade von Wirksamkeit und Tugend das Wohlfeilere vorziehen, es sey denn daß entweder die Eitelkeit des vermögenden Kranken, oder der Ersatz, den er dem Apotheker für sein vielfältiges Sparen, bey gegebenen Gelegenheiten schuldig ist das Gegentheil fordere.

In diesem letztern Falle kann er freilich mit den Naphthen, mit den damit bereiteten Essenzen, mit den kostbarern Balsamen, Oelen und Wassern u. s. w. etwas freygebig zu Werke gehen. Aber auch bey Armen soll er zum Einsaugen einer Säure immer die beste Magnesie, niemals Kreide verschreiben; zum Vertreiben eines Wechselfiebers soll er immer die gute Fieberrinde in hinlänglichen Gaben, und lange genug, ohne halbiren und wie es der Verfasser des Siegfrieds von Lindenberg nennen würde, ohne Verplümiken geben; er soll zu Mixturen immer ein schickliches abgezogenes Wasser, das Kraft, wenigstens Zutrauen erweckenden Geruch und Geschmack hat, niemals aber rohes, chemisch und klinisch unsicheres, den Arztneyen nicht selten, und dem Magen nur gar zu oft nachtheiliges gemeines Wasser nehmen. Mit einem Worte: der ersten Pflicht des Arztes, sicher

und gewiß und bald zu heilen, muß nichts in den Weg gelegt werden. Die muß man nimmermehr der Sparsamkeit aufopfern.

Die wahre Art zu sparen besteht in folgenden vier Stücken, die leider so wenig beherzigt werden.

Erstlich muß der Arzt, der keine unnöthige Kosten machen will, darauf bedacht seyn, seine Arztneyen so sehr zu simplificiren als möglich, nicht nur überhaupt eine einfache Heilmethode wählen, sondern auch jedes Mittel für sich so einfach verschreiben als möglich, alle kostbare, entbehrliche Ingredienzen daraus weglassen, keine überflüßige Zusätze zum leeren Behaglichmachen hinzuthun. Was sollen die Syrupe im Fieberrindendekokt oder das Zimmetwasser in der Rhabarbertinktur? Wozu die Reinigung des Ammoniakgummis?

Zweytens muß er niemals mehr auf einmal verschreiben, als höchstwahrscheinlicher Weise wird aufgebraucht werden, damit nicht bey veränderter Heilungsanzeige vieles stehen bleibe oder gar durch seine eigne Neigung zum Verderben unbrauchbar werde.

So pflegen einige von Mixturen ganze Pfunde, von Tropfen und Pillen ganze Unzen, von Pulvern ganze Dutzende auf einmal zu verordnen, die denn nicht halb verbraucht sind, ehe sie einem neuen Mittel oder Bruder Heyn weichen müssen.

müssen. Da ist so viel Geld ohne Nutzen angewandt: da stehen die halb vollen, ja wohl gar kaum angebrochenen Gläser und Schachteln im Fenster.

Der klügere Arzt hütet sich, daß er keine solche Denkmäler medicinischer Unbeständigkeit gehäuft werden läßt und den Kranken oder den Staat in keine unnöthige, weggeworfene Kosten setzt. Er verschreibt wenig auf einmal. Denn wenn die Heilungsanzeichen fortdauern, so ist noch immer mehr von demselben Mittel zu bekommen; ändern sich die Umstände, so bleibt wenig ungebraucht stehen.

Zu dem können die Arztneyen, die öfters frisch aus der Apotheke gehohlt werden, nicht so leicht ihre Kraft verlieren oder gar verderben, als diejenigen die in großen Quantitäten verschrieben sind.

Ferner ist seiner eigenen Ehre damit gedient, daß er nicht alle Augenblicke eine solche Inconsequence verräth, als nothwendig geschehen muß, wenn man Arztneyen auf acht Tage verordnet und doch keine drey Tage damit anhaten läßt. Denn dies zeigt eins von beiden: entweder hat der Herr Doctor sich nichts daraus gemacht, dem Kranken Kosten zu verursachen, oder er hat sich in der Kenntniß der Krankheit geirret.

Was muß man von dem Arzte denken, der, zumal im Sommer, ganze Flaschen Mandelmilch verschreibt, so daß sie sauer werden muß, ehe sie kann halb ausgebraucht werden? Ist das nicht in den Tag hinein geschrieben? Was soll man von dem geübten Praktikus sagen, der zu den vielen Pulvern ein bald zerfliessendes Salz setzt, so daß die andere Hälfte aus den Kapseln hinauströpfelt, ehe die erste Hälfte in den Kranken gelangt ist.

Dieser Hauptpunkt im Arzneysparen wird am wenigsten in Acht genommen. Hilft das Vielverschreiben nicht dem Kranken, so kommt es doch dem Apotheker zu Gute.

Drittens muß der Arzt auch aus Sparsamkeit seiner Heilmethode nicht ohne dringende Nothwendigkeit abändern. Er muß die Krankheit wohl zu erkennen suchen, seinen Plan mit Ueberlegung entwerfen und ihn dann mit Standhaftigkeit ausführen, wie es einem Mann, der da weis was er thut, der nach Grundsätzen und mit Festigkeit handelt, und der dieselbige Krankheit wohl eher gesehen hat, geziemt.

Freilich wird ihm diese unbiegsame Beharrlichkeit bey dem unvernünftigen Theile der Kranken und der Weiber sehr nachtheilig seyn: man will nur gar zu gerne, daß der Arzt bey jeder kleinen unbedeutlichen Veränderung etwas neues verschreibe, und dadurch seine Theilnehmung und sei-

seinen Fleiß an den Tag lege. Aber wenn er so glücklich ist, seinen Zweck zu erreichen, mit einerley Arztneyen die Krankheit oder gefährliche Zufälle zu bezwingen, so wird diese Standhaftigkeit der Gewißheit seiner praktischen Kenntnisse um so viel mehr Ehre machen.

Wenige Aerzte haben diese Festigkeit. Die meisten verändern ihren Plan und ihre Methode mit jeder neuen Nüance in der Krankheit, theils um sich fester in Gunst zu setzen, theils aus schwankenden Vorstellungen von der Beschaffenheit des Uebels. Sie empfehlen am Morgen was sie am Abend wieder zur Seite setzen: sie schicken den Pillen, Pulver: der Mixtur, Tropfen nach: das eine Recept ist eine Satyre auf das andere.

Diese Unschlüssigkeit und Flatterhaftigkeit im Verfahren, diese Geflissenheit den Kranken mit Arztneyen zu überladen, wäre ein weites Feld für den unterhaltenden Arzt. Jedoch für diesmal mag es genug seyn, anzumerken, daß die häufigen Veränderungen in der Heilmethode, die Vervielfältigung der Arztneyen, eine Hauptquelle von unnöthigen Kosten sind.

Viertens muß der Arzt seine Hülfsmittel zur rechten Zeit, wohl gewählt und in nachdrücklicher Dosis geben, damit eine Krankheit in der Geburt erstickt, oder einer schlimmen Wendung, einem Rückfalle u. s. w. vorgebauet werde

Wie

Wie deutlich sieht man nicht in Wechselfiebern in allerley Krankheiten, die aus den ersten Wegen entspringen, wie wahr dies ist? Wie manchen Kranken heilet nicht ein Brechmittel, der, wenn das nicht bey Zeiten wäre gegeben worden, ganze Wochen würde gelegen und viele Thaler gekostet haben?

Aus allem bisher gesagten erhellet, daß die wahre nützliche mit Pflicht und Gewissen bestehende Sparsamkeit des praktischen Arztes in der vernünftigen und rechtschaffenen Ausübung seines Berufs, in einer einfachen, festen und wirksamen Methode besteht, und daß man den wahren Wehrt eines Arztes zum Theil nach den Kosten, die er verursacht, berechnen kann.

Vom Rathhalten der Aerzte bey Kranken.

I consulti sono spesse volte la rouina degli ammalati.

GOLDONI.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß ein Kranker, oder seine Angehörigen, bey dem Anschein einer Gefahr außer dem ersten Arzt, der gerufen worden und bis dahin die Kur geleitet hat, noch einen andern, ja wohl mehrere, zu Rathe ziehen, und daß, wie wenigstens in unsern Gegenden der Fall ist, alle diese Herren von dem Augenblick ihres Hinzutritts bis zur Genesung oder Hinfahrt des Patienten, die Heilmethode gemeinschaftlich anordnen und umändern, auch zu gewissen Stunden bey dem Kranken zusammenkommen, um über ihn einen Rath zu halten, so daß man zuweilen so viele Kutschen vor dem Hause sieht, als wenn Kindtaufe sollte gehalten werden.

Wie viele Unsicherheit für das Leben des Patienten nur gar zu oft in diesem Konsultiren ist, weiß ein jeder Arzt, der mit dabey gewesen ist. Wie sehr die Kosten dadurch vergrößert werden, sieht ein jeder Nichtarzt von selbst. Es ist also einer von den Mißbräuchen, eine von den Fratzen, denen die Mode und die Thorheit den Anstrich einer recht nützlichen Sache, eines guten alten Herkommens, eines letzten Rettungsmittels

gege-

gegeben haben. Wenigstens ist das Rathhalten von der Art, als in unserm nordlichen Europa statt findet, ein wahrer Mißbrauch und eine offenbare Fratze.

Oefters hat es auch seinen Grund in einer Thorheit, wenn es nemlich auf Zureden Anderer geschieht, daß der Kranke mehrere Aerzte rufen läßt. Diese Andern, die sich dergestalt in eine Sache mengen, womit sie nichts zu thun haben sollten, wenn sie vernünftig wären, legen dadurch eine eigne, eine weitgetriebne Art von Egoisterey an den Tag. Denn kann ich eine mehr verblendete Eigenliebe, einen närrischeren Selbstdünkel haben, als wenn ich das Zutrauen, das ein Anderer zu seinem Arzt gefaßt hat, nicht gelten lassen, sondern ihm mein Urtheil aufbürden, ihn zwingen will mit meinem Kopf zu denken, mit meinem Herzen zu empfinden, und meiner weisern Wahl zu huldigen, seine auf vieljährige Befriedigung gegründete Zuversicht meiner Vorliebe für meinen Arzt, ja um deutsch zu reden, dem Narren, den ich in meinem Aeskulap gefressen habe, aufzuopfern?

Man bemerke, daß hier die Rede nicht von Pfuschern sondern von Aerzten ist, die sich mehr oder weniger gleich, nemlich alle von Einsichten und Kredit sind.

Mit Erstaunen sieht man zuweilen, daß solche Egoisten sich nicht schämen, einen alten in der

Praxis grau gewordenen, in allem Betracht höchst-vorzüglichen Arzt aus dem Zutrauen eines Kranken verdrängen, und einen jüngern, der jenem Greise nicht anders als durch unmittelbare Einwirkung eines Engels an Einsichten und Erfahrung gleich kommen kann, in dies Zutrauen hineinschieben zu wollen. Das sieht man mit Erstaunen; aber mit Empörung sieht man, daß der jüngere es übernimmt, dem alten, der sein Vater seyn könnte; geneigtest an die Hand zu gehen, und mit seinem Rath zu leiten.

Ueberhaupt ist das Zutrauen eines Mannes, der in Gefahr schwebt, etwas Geheiligtes. Der Arzt dem ich mein Leben in die Hände gebe, ist mir ein Engel: und in ihm muß man mich selbst achten, wenn man ihn auch nicht seiner selbst achten wollte.

Es ist grausam, wenn man zu einer Zeit, da ich gleichsam von mir selbst, von den Kräften meiner Seele verlassen da liege, da Zuversicht zu meinem Arzt mein einziger Trost ist, dieses Trostes mich berauben, mir ein nie gefühltes ängstigendes Mißtrauen einflößen will.

Es ist unedel, niederträchtig, gegen den Arzt gehandelt, der von meinem Vertrauen in der Seele gerührt, zu dem unermüdetsten Fleiß, zu dem stärksten Bestreben aufs neue verpflichtet und ermuntert, izt für mich arbeitet, für mich wacht,

für mich zittert, wenn man ihn um dies Vertrauen bringen, ihn das fühlen lassen, ihm den Muth benehmen, ihn laulicht machen, ihn des Vergnügens, des seligen Vergnügens, meine Zuversicht von neuem verdient, einen Freund gerettet zu haben, berauben will.

Der Arzt, dem es gleichgültig ist, ob man Vertrauen zu ihm habe oder nicht, der nicht in der Zuversicht des Leidenden, das Göttliche seiner Kunst, die stärkste Triebfeder zur Anstrengung aller seiner Kräfte, und den süßesten Lohn aller seiner Bemühungen fühlt, ist des Namens eines Arztes nicht wehrt.

Doch wir kommen zu den Gründen, womit man dies Verfahren zu beschönigen sucht. Das große Schlachtpferd, worauf man sich tummelt, ist das alte Sprichwort: Vier Augen sehen mehr als zwey.

Dies Sprichwort ist sehr wahr: aber das ist für manchen Kranken ein Unglück, daß zwey Aerzte mehr sehen als einer.

Eine verwickelte Krankheit gleicht gerne einem Gemälde auf Leisten, das von der rechten Seite ein Landschaftsstück, von der linken einen Judenkopf vorstellt, und woraus man, wenn man gerade davor steht, gar nicht klug werden kann.

So geht es mit den mehresten Konsultationen. Der eine Arzt sieht einen Krampf, der andere eine heimliche Entzündung, der dritte einen unreinen Stoff im Magen, der vierte eine Gichtmaterie, der fünfte Goldaderbewegungen u. s. w.

Das kann nicht anders seyn; ein jeder Kollege hat seinen eignen Standort und seine eigne Brille, denn wer eine Theorie hat, der hat auch eine Brille. Der eine hat eine spasmodische Brille. Der andere eine phlogistische, der dritte eine biliöse, der vierte eine arthritische, der fünfte eine hämorrhoidalische.

Noch mehr. Die Herren sehen nicht immer die Krankheit oder vielmehr den Kranken zu einer Zeit, nicht immer unter denselben Umständen. Der Eine bleibt weg oder ist noch nicht gerufen, wenn Erscheinungen da sind, worauf der Andere seine Meinung gründet. Er achtet also nicht viel darauf, macht aber desto mehr aus andern Zufällen die sich eräugnen wenn er da ist, und an die er also mehr glaubt als an jene nicht von ihm selbst beobachteten. Da haben wir die Fabel vom Chamäleon.

Aber wie kömmt es denn, daß die rathpflegenden Aerzte sich vergleichen, daß kein Zwiespalt erfolgt? — Im Grund behält jeder seine Meinung: äusserlich aber ergiebt er sich der Majorität der Zahl oder des Ansehens; freilich nicht ohne

alle Schwierigkeit; aber immer des Sprůchleins eingedenk:

Conformez vous toujours aux ſentimens des autres,
Cedez honnetement lorſqu'on combat les votres.

Inzwiſchen giebt man doch nicht alles auf: man ergreift jede Gelegenheit ſeine erſte Meinung geltend zu machen: und in der Heilmethode heißt es nur gar zu oft:

Paſſez-moi le Caſſia et je vous paſſe le Sené.

Doch das Uebrige von der Richtigkeit der gewöhnlichen Rathspflege und meine Gedanken von der beſten Art! andere Aerzte zu Rathe zu ziehen, verſpare ich fůr das nåchſte Båndchen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tode, Johann Clemens,

Der unterhaltende Arzt über Gesundheitspflege, Schönheit ...

Bd.: Bd. 2

Kopenhagen 1785

Bamberg, Staatsbibliothek -- Hyg.o.100(1#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11699194-8
VD18 80098533-001